Der alte Hauptmann.

Zweiter Band.

Der alte Hauptmann.

Roman in drei Bänden

vom

Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1859.

Erstes Kapitel.

Der Herr und sein Diener.

Die Ruhr, aus dem kahlen Astenberge sich ergießend, durchströmt das ehemalige Herzogthum Westfalen in der Richtung von Westen nach Osten, fast ununterbrochen zwischen wildem, oft auch anmuthigem Gebirg. Unterhalb des Klosters Fröndenberg tritt sie in die Grafschaft Mark ein, weitere Thäler durchschneidend, später freilich manchmal wieder durch engere Schluchten sich Bahn brechend.

Das ehemalige Herzogthum Westfalen, früher, seit dem Untergange Heinrich's des Löwen, mit dem Erzstifte Köln vereinigt, dann seit 1802 zu Hessen-Darmstadt gehörig, wurde im Jahre 1816 mit den preußischen Staaten verbunden.

Die Grafschaft Mark gehört dem brandenburgisch-preußischen Hause schon seit beinahe zwei Jahrhunderten, zuerst lange bestritten, dann ohne Widerspruch.

Noch bevor die Ruhr in das Gebiet der Grafschaft Mark eintritt, fängt das Thal, in welchem sie fließt, an, sich zu weiten. Die Berge treten mehr zurück, üppige Weiden, reiche Kornfelder erstrecken sich bis an ihren Fuß, zu beiden Seiten des Flusses. Dazwischen liegen einzelne Dörfer.

Etwas tiefer dann, dort, wo auf der linken Seite das Gebirge in einer scharfen Kante hervortritt, liegen an beiden Ufern des Flusses zwei Schlösser einander unmittelbar gegenüber.

Auf dem rechten Ufer das Schloß Ellerburg, ein großes Gebäude, im neueren, elegantesten Baustyl, mit einem großen Park, der es auch etwa auf zweihundert Schritte von dem Flusse trennt.

Auf dem linken Ufer das Schloß Ellbach, kleiner und älter als jenes. Es stammt mit seinen Thürmen noch aus dem Mittelalter, mit seinem hohen, spitzen Dache aus dem siebzehnten Jahrhunderte, mit manchem Anbau aus späterer Zeit. Seine Mauern an der Nordseite stehen unmittelbar in dem Wasser des Flusses. Es hat kein freundliches Aussehen; die verschiedenen, ohne Wahl und Geschmack durcheinander geworfenen Baustyle und Vernachlässigungen des Abputzes und selbst mancher nothwendigen Reparaturen geben ihm im Gegentheile ein finsteres, trauriges, gefängnißartiges Aussehen.

So war es wenigstens zu jener Zeit, in welche die hier erzählten Begebenheiten fallen.

Beide Schlösser, Ellerburg und Ellbach, gehörten, wie bekannt, der reichsgräflichen Familie Lenhausen, einem der ältesten und mächtigsten adeligen Geschlechter in dem alten Herzogthum Westfalen. Ellbach war der Witwensitz von Ellerburg.

Zu jener Zeit war es von dem Hauptmann von Heiding bewohnt. Er hatte seit dem Tode seiner Mutter, der alten Gräfin Lenhausen, den ausschließlichen Nießbrauch des reichen Witwensitzes. Er war es auch, der das Schloß hatte verkommen lassen.

Am 24. Juni lag auch über dem Schlosse Ellbach und dessen Umgebung ein warmer Sommernachmittag. Aber die Wärme wurde gekühlt, daß sie nicht zu drückend werden konnte. Von der Ruhr her strich ein frischer Wind in das Land hinein. Ein ähnlicher erfrischender Luftzug kam manchmal von dem vorspringenden Berge herüber, und führte die erquickende Kühle des benachbarten dunklen Waldes und den wundervollen Duft der Wiesen und ihrer Blumen und Gräser mit sich.

Rund umher herrschte tiefe Stille. Man hätte sie feierlich in der schönen Natur finden können, wenn nicht das finstere Schloß Ellbach etwas unheimlich hineingeschaut hätte.

Das Schloß stieß an einen geräumigen Garten, der über das Gebäude hinaus auch noch eine Strecke

lang das Ufer der Ruhr berührte. Eine Thür führte unmittelbar aus dem Schlosse in den Garten.

Die Thür öffnete sich.

Zwei Männer traten aus der Thüre in den Garten. Zwei Greise. Der eine schien sich kaum mehr aufrecht halten zu können. Der andere konnte es ohne Hilfe in der That nicht mehr. Und jener war es, der diesen stützte und führte..

Der Geführte war der Herr, und der Führende der Diener.

Es war ein sonderbares Bild, dieser Herr und dieser Diener so vereinigt. Beide alt, beide fast nur noch Haut und Knochen, beide gebrechlich und hinfällig. So das Alter sich auf das Alter, die Gebrechlichkeit sich auf die Gebrechlichkeit stützend. Aber der Diener mit einem schönen, stillen, dem Grabe gleich ruhigen und auch verschlossenen Gesichte. Und der Herr so häßlich, so tückisch, so boshaft, die Augen so hämisch lauernd, alle Züge des Gesichtes in steter, wie unwillkürlich zuckender Bewegung. Der Diener hinfällig vom Alter, der Herr gelähmt von Sünde und Laster.

Der Diener führte den Herrn in eine schattige Laube, die am Ende des Gartens lag.

Es stand ein weichgepolsterter Lehnsessel darin; daneben ein gewöhnlicher Stuhl. In der Mitte war ein Tisch servirt mit Wein, Brod, Kirschen und Erd=

beeren; neben der Weinflasche ein großes Schoppenglas. Der Bediente legte den Herrn weich in den weichen Polstersessel.

„Johann," sagte der Herr.

Es war eine heisere, schwache, kurzathmige Stimme.

„Was befehlen Euer Gnaden?"

„Johann, wenn der schuftige Advocat kommt, so führst Du ihn gleich hieher."

„Zu Befehl, Euer Gnaden."

„Den Schurken, den Baumann, meldest Du aber vorher an."

„Zu Befehl, Euer Gnaden."

Der Diener kehrte langsam — rasch konnte er nicht gehen — in das Haus zurück.

Der Herr lehnte sich in den Sessel. Ein paar Minuten lang lag er völlig still. Er stellte in seinem Alter, in seiner Hinfälligkeit, kein Bild für die Theilnahme, für das Mitleid dar.

Er dachte tief über etwas nach. Er glich dabei einem Fieberkranken, der in einem schweren Traume liegt. Aber doch nicht ganz.

Der Kranke in seinem beängstigenden Traume sieht finstere, fratzenhafte Gestalten, die ihn wild umkreisen, feindlich ihn anstarren, drohend nach ihm greifen. Er fühlt weite Trauerschleier und schwere Leichentücher sich auf ihn niedersenken, ihn erdrücken, ihm den Athem nehmen. Und sein Auge starrt ängstlich nach dem

scheußlichen Spuk; auf seiner Stirn liegt kalter Angstschweiß; seine Lippen öffnen sich zu einem verzweiflungsvollen Hilfeschrei.

Auch vor den Augen des Greises in der Laube schienen dunkle, häßliche, drohende Gestalten vorüberzuziehen. Auch auf seinem Körper schien ein schwerer Druck sich zu lagern. Aber sein Auge starrte nicht ängstlich, sondern schaute kalt und trotzig und höhnisch drein, und seine Lippen öffneten sich nicht zu einem Hilferufe, sondern zu einem Fluche.

Welche Gedanken, welche Pläne mochten in dem Kopfe dieses Greises sich kreuzen!

Dieser Greis war der alte Hauptmann von Heiding.

In sein Auge schoß auf einmal ein häßlicher Blitz. Dann lächelte er boshaft und erhob sich. Er erhob sich mühsam, mit Hilfe eines starken Krückstockes, den er bei sich führte. Auf diesen stützte er sich auch, indem er die Laube verließ. Er konnte gleichwol nur mehr kriechend, als gehend sich voranbewegen. Wer ihn so sah, glaubte ein häßliches Ungethüm in verkommener menschlicher Gestalt sich daherwinden zu sehen.

Nahe bei der Laube befand sich in der Hecke des Gartens ein Pförtchen. Durch dieses verließ er den Garten. Er war in einem Fußpfade, der seitab zu einigen einzelnen Häusern führte. Es schienen Taglöhnerwohnungen zu sein. An einem der Häuser blieb er stehen. Er klopfte an ein Fenster. Gleich darauf

erschien in der Thüre eine hübsche junge Frau, mit einem Säugling im Arme.

Die Frau sah den alten Mann ängstlich, unheimlich an, als wenn es ihr nur Unglück bringen könne. In seinem Auge lauerte boshafte Freude.

„Dein Mann ist nicht zu Hause?"

„Nein, Euer Gnaden."

„Seit wann erwartest Du ihn?"

„Er wollte schon gestern Abend zurückkommen."

„Er wird gar nicht wieder kommen."

„Um Gottes willen!"

„Du bist Witwe, und Dein Kind ist eine Waise. Sie haben ihn heute Nacht todtgeschossen."

„Allmächtiger Gott!"

„Ja, ja. Einem Holzdieb und Wilddieb ergeht es zuletzt nicht anders."

Mit derselben boshaften Freude, mit der er gekommen war, kroch er mühsam und manchmal vor Schmerz stöhnend zurück.

Um einem armen Weibe, die ihm nichts gethan hatte, die ihm fremd war, den Todesstoß zu geben, um sich an ihrer Todesqual zu weiden, darum diese Anstrengung, dieser Schmerz des Mannes, der selbst dem Tode geweiht war.

Als er in der Laube wieder ankam, fand er Gesellschaft darin.

Auf dem Rohrstuhle saß ein kleiner, dürrer Mann

mit einem kupfrigen Gesichte, mit listigen Augen und spitzer Nase.

Der Mann war der Advocat des alten Hauptmanns; Justizcommissarius, wie die Rechtsanwälte damals in Preußen hießen, bei den Gerichten in Hamm. Er war gebürtig aus den alten preußischen Provinzen jenseits der Elbe. Er hatte sich schon früh nach dem preußischen Westfalen versetzen lassen, wo er auch während der Fremdherrschaft geblieben war. Der Hauptmann hatte ihn schon gekannt, während er selbst als Officier in Hamm stand.

„He, alter Sünder," rief ihm der Hauptmann entgegen, „Ihr habt wohl mit Schmerzen auf mich gewartet?"

„Wenn ich nun ja sagte?" fragte vertraulich und ohne große Höflichkeit der Advocat zurück.

„Dann?"

„Dann würden Sie einen zweiten Spaziergang machen, um mich noch einmal warten zu lassen."

„Ihr seid ein durchtriebener Spitzbube, Freund Rechtsverdreher."

„Ich bin gerade so, wie Sie mich haben müssen. Uebrigens guten Abend. Wie geht es Ihnen?"

„Gut."

„Wirklich gut?"

„Zum Teufel, alter Sünder, in sieben Tagen — Aber habt Ihr schon getrunken?"

„Ich war so frei.“

„Ah, ich sehe. Die Flasche ist schon halb leer. Wie konnte es aber auch anders sein? Indeß, es ist gut. Ich habe wichtige Dinge mit Euch zu verhandeln, und wenn Ihr nicht geschmiert seid, wie ein altes Wagenrad, so ist nicht viel mit Euch anzufangen. — Also, am nächsten Dienstag, den dreißigsten dieses Monats, muß ich sterben.“

„Ist das so bestimmt, Baron?“

„Ja. Der Schurke von Arzt giebt mir keine längere Frist —.“

„Die Aerzte sind Quacksalber, Lügner.“

„Und ich selbst habe ihm nachgerechnet. Es trifft genau zu.“

„Sie sagten, es ginge Ihnen gut, Baron.“

„Nun ja. Einmal muß es aus sein. Aber unterbrecht mich nicht immer.“

„Fangen Sie nur einmal an.“

„In sieben Tagen also. Vorher möchte ich nun noch mein Haus bestellen.“

„Ein christlicher Vorsatz, Baron.“

„Darum habe ich Euch rufen lassen. Ihr kennt Manches von meinen Verhältnissen, Manches nicht. Ich muß Euch heute einige Geheimnisse entdecken.“

„Ich bin neugierig, Baron.“

„Aber kann man Dir vertrauen, alter Spitzbube?“

„Das müßt Ihr wissen, Baron. Uebrigens dem

Ärzte, dem Priester in der Beichte und dem Advocaten soll man die Wahrheit sagen, wenn man sie gebrauchen will. Und habe ich Euch jemals betrogen?"

„Wenigstens nicht so plump, daß ich es bemerkt hätte. Aber Du hast Recht, ich habe Deine Hilfe nöthig, ich muß Dir vertrauen."

„Also sprecht."

„Du weißt, wie meine in Gott ruhende gnädige Mama mich um die Hauenstadt'schen Güter gebracht hat."

„Der Proceß wäre doch für Euch verloren worden."

„Wer weiß? Es giebt in der Welt kein unsinnigeres Ding, als was sie das Recht nennen. Indeß, jener Erbvertrag ist einmal unwiderruflich geschlossen. Mein Herr Bruder hat danach die sämmtlichen Lenhausen'schen Güter bekommen, auch die von Hauenstadt, und ich wurde ein apanagirter Seitensprößling. Allein noch ist nicht Alles verloren; noch kann sich die Sache umkehren."

„Noch, Baron?"

„Warum nicht?"

„In acht Tagen, in diesen nächsten acht Tagen noch?"

„Sieben, Du Schuft," lachte der Hauptmann. „Sieben Tage habe ich nur noch zu leben, und mein Bruder kann noch dreimal sieben Jahre leben, und sein Sohn und seine künftigen Enkel noch Jahrhunderte lang; das wolltest Du doch sagen?"

„Das wollte ich sagen.“

„Und dennoch. In dem Erbvertrage steht wörtlich, daß, wenn auch meine Frau Mutter einen jungen Grafen Lenhausen zur Welt bringen, dieser aber, ohne männliche eheliche Leibeserben zu hinterlassen, versterben sollte, alsdann die sämmtlichen vereinigten Güter der Familie Lenhausen-Ellerburg und Lenhausen-Hauenstadt auf mich, Friedrich von Heiding, oder, wenn ich alsdann nicht mehr am Leben sei, auf meine vorhandene eheliche männliche Descendenz zurückfallen müssen.“

„Nun, Baron, das alles wußte ich. Aber was wollt Ihr damit? Euer Bruder hat einen Sohn, der noch lebt —.“

„So? Meinst Du?“

„Und Ihr habt in Eurem Leben keine Frau gehabt, und auch jetzt keine; also auch keine eheliche Descendenz.“

„Du sprichst dumm genug für einen gescheiten Advocaten.“

„Und Ihr sprecht mindestens in Räthseln, Baron.“

„Wir werden sehen. Meine Frau Mama gebar ein Söhnlein, nur eins, außer mir. Der alte Graf wurde darauf zu seinen Vätern versammelt. Die Frau Mama wurde älter und magerer. Das Söhnlein, das junge Gräflein, wurde größer und fetter. Es mußte für eine Gemalin und für männliche eheliche Leibeserben für ihn gesorgt werden. Die Frau Mama suchte

für den Burschen, der selbst zu träge war, eine Gemalin aus, und wie man mir früher für ihn mein schönes Erbe fortgenommen, so mußte jetzt ein armes Geschöpf, das ich liebte, dem dummen, trägen Gesellen, aber reichen, vornehmen Grafen die Hand reichen. Weiß Gott, ich hatte das Mädchen geliebt, und ich hätte durch sie ein anderer Mensch werden können."

„Armer, sentimentaler Baron!"

„Aber so viel Frevel sollte auch nicht ungerächt bleiben. Meine schöne, liebenswürdige Schwägerin kam mit einem Knäblein nieder. Und nun fügte es sich, daß einige Wochen nachher in einer schönen Nacht das junge Erbgräflein plötzlich verschwunden, und mit einem anderen Balg verwechselt, und trotz allem Jammern und Heulen und Fluchen und Suchen nicht wieder aufzufinden war."

„Teufel, Baron, das fügte sich?"

„Zufällig."

„Und der Zufall wart Ihr?"

„Könntest Du es vielleicht beweisen? Hast Du Zeugen?"

„Und das Kind ist nicht wieder gefunden?"

„Bis auf den heutigen Tag nicht."

„Aber ich habe nie von der Geschichte gehört, Baron."

„Hat man Familienschande und Familiengeheimnisse, um sie an die große Glocke zu hängen?"

„Aber auch Ihr, Baron, habt mir kein Wort davon gesagt.“

„Ist es nicht heute noch früh genug?“

„Alle Teufel, Baron, jetzt geht mir ein Licht auf. Der Graf, Euer Bruder, hat also keine männliche eheliche Descendenz. Wie sieht es nun mit der Eurigen aus?“

„Höre weiter. Zu jener selbigen Zeit hatte ich meiner Frau Mutter hier nach Ellbach eine hübsche Person gebracht, ich glaube, als Kammermädchen. Diese Person gebar ebenfalls einen Knaben, ein paar Wochen früher oder später, als das Erbherrlein drüben das Licht der Welt erblickte.“

„Ihr wart der Vater, Baron?“

„Richtig, alter Schuft. Und nun rufe Dir wieder jene Clausel von der männlichen Descendenz in das Gedächtniß zurück.“

„Männlichen und ehelichen, Baron.“

„Und ehelichen.“

„Habt Ihr die Person geheiratet?“

„Gott bewahre. Aber sie lebt.“

„Und Ihr könnt sie noch heiraten?“

„So ist es.“

„Und Ihr wollt sie noch heiraten? Das nanntet Ihr christlich Euer Haus bestellen!“

„Es kommt darauf an. Vorher mußt Du mir ein paar Fragen beantworten.“

„Sprecht.“

„Zuerst, wenn ich die Person heirate, und ihren Sohn dabei als den meinigen anerkenne, kann der Bursch dann als Mantelkind —? So nennt ihr Juristen ja wol solche anerkannte Kinder?“

„Ja.“

„Ist der Bursch dann mein vollständig eheliches Kind?“

„Vollständig.“

„Auch mit den adeligen Rechten eines ehelichen Kindes? So, daß er nach jener Clausel die Lenhausen'schen Güter erben kann?“

„Die Frage ist unter den Juristen bestritten. Aber nur nach dem gemeinen deutschen Recht. Nach dem preußischen Landrechte erhalten Mantelkinder auch alle Rechte ehelicher adeliger Kinder.“

„Was hilft mir das preußische Recht? Die Lenhausen'schen Güter liegen im Herzogthum-Westfalen, wo noch das gemeine Recht gilt.“

„Dessen streitige Fragen aber nach dem preußischen Gesetze beantwortet werden sollen.“

„Damit wären wir also im Reinen. Jetzt eine zweite Frage. Kann eine Person heiraten, die verrückt ist?“

„Jene Person ist verrückt, Baron?“

„Antworte mir.“

„Nach den Gesetzen kann sie nicht heiraten.“

„Unter keinen Umständen?“

„Wenn sie vernünftige Zwischenräume hat, so ginge es wol an.“

„Und außerdem nicht?“

„Nicht nach den Gesetzen. Aber —“

„Ah, ihr Rechtsverdreher habt immer ein Aber. Ich wußte es.“

„Wollt Ihr denn wirklich noch eine verrückte Frau nehmen, Baron?“

„Für die paar Tage, warum nicht?“

„Steht die Person unter Curatel?“

„Nein.“

„Ist ihre Verrücktheit bekannt?“

„Nur ihren Angehörigen. Aber, Teufel, da fällt mir ein, der Spion, der Böhmker drüben, kann davon wissen.“

„Das könnte gleichgiltig sein. Tobt die Person?“

„Im Gegentheil. Wenn sie nicht auf ihre fixen Ideen gebracht wird, kann man sie für ganz vernünftig halten.“

„Desto besser. Wir geben sie dem Geistlichen, der Euch mit ihr traut, für vernünftig aus, und die Sache ist mit dem Segen abgemacht.“

„Und wenn nachher dennoch bewiesen wird, daß sie nicht ihren Verstand hat?“

„Dann wird dennoch angenommen, daß sie zur Zeit der Trauung einen vernünftigen Zwischenraum

hatte. Das Gesetz vermuthet die Legalität gerichtlicher wie geistlicher Handlungen."

„Ihr Juristen seid große Spitzbuben. — Wir wären also ganz in Ordnung."

„Nicht so ganz, Baron."

„Nun?"

„Eure Zweifel hätte ich beseitigt. Löst mir nun auch ein paar Bedenken, die ich habe."

„Du?"

„Zuerst, Baron, antwortet mir aufrichtig, habt Ihr den jungen Grafen gestohlen und Euren Burschen dafür untergeschoben?"

„Alter Narr, traust Du mir Romanenstreiche zu?"

„Solche Streiche kommen auch in wirklichen Criminalacten vor, Baron."

„Auch mit ordinären Spitzbubengeschichten gebe ich mich nicht ab."

„Der Criminalrichter untersucht auch extraordinäre."

„Sei vernünftig, Bursch. Wenn der junge Graf Karl drüben, den sie für ihren Sohn ausgeben, mein Sohn wäre, warum hätte ich dann Dich hieher kommen lassen, warum brauchte ich dann mit Dir zu verhandeln, und auf meine alten paar Tage noch eine Verrückte zu heiraten?"

„Baron, warum lacht Ihr bei dem Allen so höhnisch, selber so ungläubig?"

„Höre, Bursch, entweder bist Du fabelhaft dumm,

oder ein raffinirter Spitzbube, der mir meine Geheimnisse ablocken will, um sie nach meinem Tode anderen Leuten theuer zu verkaufen. In beiden Fällen erfährst Du von mir kein Wort weiter. Komme mit Deinen anderen Bedenken heraus."

„Wie Ihr wollt, Baron. Es wäre Thorheit, wenn ich gegen Euch meinen Verstand und meine Ehrlichkeit vertheidigen wollte."

„Richtig."

„Also weiter. Wenn Euer Sohn die Lenhausen'schen Güter erben soll, so müßt Ihr vor allen Dingen beweisen, daß Eures Bruders angeblicher Sohn, der Graf Karl, nicht sein Sohn ist. Seht Ihr das ein?"

„Es ist begreiflich."

„Habt Ihr Beweis?"

„Ja."

„Den vollen, klaren Beweis, daß das Grafenkind gestohlen und fort, und jener ein unterschobenes fremdes Kind ist?"

„Ja."

„Und wie wollt Ihr diesen Beweis führen?"

„Du willst mir wieder meine Geheimnisse ablocken?"

„Wenn Ihr mir nicht die Wahrheit sagen wollt —."

„Gieb Dir keine Mühe mehr. Meine Geheimnisse erfährst Du nicht. Ich kann jeden Augenblick, wann ich will, den Beweis schaffen, und damit basta."

„Aber auch einen andern Beweis, Baron? Ich

komme nämlich zu meinem dritten Bedenken. Ihr wollt bei Eurer Trauung Euren Sohn anerkennen?"

„So ist es."

„Ist seine Geburt seiner Zeit in die Kirchenregister eingetragen?"

„In das Kirchenbuch zu Menden."

„Wer ist als Vater angegeben?"

„Niemand."

„Das ist schlimm."

„Hätte ich mich hinstellen sollen?"

„Wenn Ihr an heute gedacht hättet, ja."

„Sprich deutlicher."

„Wie wollt Ihr beweisen, daß das Kind, das damals in das Kirchenbuch zu Menden eingetragen wurde, das Eurige ist?"

„Wenn die Mutter und ich einig sind, ist das nicht genug Beweis?"

„Ich denke nicht. Aber weiter. Könnt Ihr den Burschen bei der Trauung persönlich stellen?"

„Ja."

„Ihr habt ihn also hier?"

„Alsdann, ja."

„Schön. Und wie wollt Ihr nun beweisen, daß es der Rechte ist?"

„Das heißt?"

„Daß es dasselbe Kind ist, das zu jener Zeit hier

auf Ellbach geboren und in das Kirchenbuch zu Menden eingetragen ist?“

„Aber ich wiederhole Dir, alter Bursch, wenn ich und die Person, und allenfalls auch der Junge selbst, einig sind, wer kann noch etwas dagegen sagen wollen?“

„Aber zum Teufel, Baron, so nehmt doch Vernunft an. Denkt Euch, Ihr wäret Euer hochgräflicher Herr Bruder, und in dem Besitze der schönen Güter Ellerburg, Hauenstadt und wie sie weiter heißen. Und nun käme auf einmal ein Mensch an, Euer Stiefbruder, ein alter, liederlicher, ruinirter Gesell, mit irgend einer gemeinen Frauensperson, die er auf der Landstraße, und einem Wechselbalg, den er hinter der Hecke aufgelesen hat. Damit träte er vor seinen gräflichen Herrn Bruder, vor Euch, und sagte: Diese Person hier will ich heiraten, und dieser Balg hier ist unser Sohn, und nun, Herr Bruder Lenhausen, sei so gut, und gib dem Jungen alle Deine schönen und reichen Güter heraus, und mache Deine Gräfin Tochter zur Bettlerin! — He, Baron, was würdet Ihr dem alten, liederlichen Gesellen zur Antwort geben?“

Der alte Hauptmann schwieg.

„Nun, würdet Ihr nicht vor Allem den Beweis verlangen, den strengsten, vollständigsten Beweis, daß der Balg, dem Ihr das alles hinterlassen solltet, der wirkliche, wahrhafte Sohn jener Person sei, die er heiraten wollte, und daß er, Euer Halbbruder, wirklich

der Vater zu dem Burschen sei, und wenn der alte, ruinirte Gesell Euch den Beweis nicht schaffen könnte, würdet Ihr ihn nicht sammt seinem Jungen mit Euren Hunden vom Hofe hetzen lassen?"

„Das würde ich ohnehin thun, Ihr alter Rechtsverdreher."

„Ich glaube es. Aber das ersetzt Euch den Beweis nicht."

„Ich werde auch den Beweis schaffen."

„Ihr werdet es können?"

„Ich kann es."

„Und darf ich fragen, wie?"

„Alle Teufel, Mensch, wie oft muß ich Euch sagen, daß Ihr Euch die Mühe sparen sollt, mir meine Geheimnisse ablocken zu wollen?"

„Baron, ob ein Beweis richtig und vollständig ist, kann nur der Jurist beurtheilen. In Tausenden von Processen hat meine Partei gemeint, ihr Beweis sei gut; wenn es nachher zum Treffen kam, war er keine faule Bohne werth."

„Mein Beweis ist gut; verlaßt Euch darauf. Und damit Punktum."

„Euer Sohn hat den Schaden, wenn er es nicht ist. Aber nun zu meinem vierten Bedenken."

„Was? Ihr habt noch eins?"

„Es ist das letzte, vielleicht auch das schwerste!"

„Komm heraus damit."

„Von welchem Stande ist jene Person, die Ihr heiraten wollt?“

„Eine Adelige ist sie nicht.“

„Ihr nanntet sie eine Kammerjungfer oder so etwas; sie war also wol von niederem Bürger- oder Bauernstande?“

„Von sehr niedrigem.“

„Ihr Vater war...?“

„Abdecker!“

„Ich hätte es an Eurem boshaften Lachen errathen können. Aber ich bedaure, Baron, dann ist es mit Eurer ganzen Sache nichts. Eine solche Person könnt Ihr nicht heiraten.“

„Bist Du toll, Bursch?“

„Sie kann nie Eure Frau werden.“

„Aber zum Teufel, wer will das verbieten?“

„Das Gesetz.“

„Was für ein verdammtes Gesetz ist das?“

„Das gute, ehrliche, adelige preußische Landrecht.“

„Aber Bursch, hier gilt ja das gemeine Recht.“

„Für Privatangelegenheiten. Das preußische Staatsrecht gilt für den ganzen Staat.“

„Ist das denn eine Staatsangelegenheit, wenn ich heirate?“

„Wenn Ihr ein Bürgerlicher wärt, nein.“

„Und weil ich ein Adeliger bin, ja?“

„Und weil Ihr ein Adeliger seid, ja.“

„Das begreife der —.“

„Die Sache ist einfach, guter Baron. Den Adel betrachtet das preußische Landrecht als den ersten Stand im Staate, dem besonders die Vertheidigung der Rechte des Thrones obliegt, wie das Gesetz ausdrücklich sagt, und der daher auch manche staatliche Vorrechte hat. Daher ist es natürlich, daß die Gesetze über den Adel als Stand, und namentlich auch über seinen Erwerb und Verlust, zu dem sogenannten öffentlichen Rechte des Staates gehören, über welches kein Privatmann willkürlich, sondern einzig und allein der Staat, die Regierung durch ihre Organe, verfügen kann.“

Der „gute“ Baron schüttelte den Kopf. Er begriff nicht; aber er konnte auch nicht widersprechen.

„Und was verordnet dieses unangreifbare öffentliche Recht?“

„Es schreibt wörtlich vor, daß Mannspersonen vom Adel mit Weibspersonen aus dem Bauern- oder geringeren Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand schließen dürfen.“

„Ohne alle Ausnahme?“

„Ohne alle Ausnahme. Nur kann in zwei Fällen eine Dispensation stattfinden. Einmal durch die unmittelbare Gnade des Königs; der König hat aber ein- für allemal erklärt, er sehe dergleichen Sachen für Familienangelegenheiten an, in die er grundsätzlich sich niemals einmische. Zum anderen, wenn drei der

nächsten Verwandten des Adeligen, von demselben Namen und Stande, in die Ehe einwilligen, kann das Ober-Landesgericht Dispensation ertheilen. Kann eine solche Einwilligung nicht beigebracht werden, auch aus dem Grunde nicht, weil keine drei Verwandte desselben Namens und Standes da sind, so tritt wieder nur die königliche Dispensation ein."

„Wer hat ein solches unsinniges Gesetz gemacht?" rief der Hauptmann.

„Das ist ein unverfälscht preußisches Gesetz, Baron."

„Hole es der —."

„Ob noch drei Verwandte Eures adeligen Namens am Leben sind, weiß ich nun zwar nicht —"

„Kein einziger."

„Allein, wenn auch, die Geschichte ist mit so vielen gerichtlichen Formalitäten verknüpft, daß in den ersten sechs bis acht Wochen an eine Dispensation nicht zu denken wäre. Vorher traut Euch kein Mensch mit der Person. Und da Ihr nach Eurer eigenen Versicherung nur kaum mehr acht Tage zu leben habt —"

„Aber ich werde mich nicht daran kehren. Ich werde doch heiraten, ohne Consens und ohne Dispensation. Durch die Trauung wird mein Sohn ehelich, das ist mir genug."

„Auch das nicht, Baron. Eine solche Ehe ist nach dem Gesetz eine absolut nichtige; selbst die darin ge-

borenen Kinder sind keine ehelichen. Euer Sohn würde bleiben, was er war."

„Auch wenn ich über die Grenze gehe und mich im Auslande trauen lasse?"

„Auch dann."

„Hole euch Alle der Teufel."

In dem Gesichte des alten Hauptmanns leuchtete und blitzte und zuckte es sonderbar. Es wurde immer häßlicher und häßlicher. Er war in Zorn, in Wuth; er dachte zugleich nach und machte Pläne. Er biß seine Zähne beinahe fest in die harte Krücke seines Stockes.

Er hatte einen Vorsatz gefaßt. Er nahm den Stock aus dem Munde.

„Alter Rechtsverdreher, gehe auf Dein Zimmer oben und arbeite. Ein paar Flaschen Wein werde ich Dir nachschicken. Du entwirfst mir zuerst die schriftlichen Erklärungen, die nöthig sind, um meinen Sohn als meinen ehelichen anzuerkennen."

„Ihr beharrt also doch noch bei diesem Gedanken?"

„Frage nicht, und thue, was ich Dir befehle. Sodann zweitens entwirfst Du einen vollgiltigen, wohlverclausulirten Verlobungsvertrag."

„Einen Verlobungsvertrag?"

„So sagte ich."

„Zwischen Euch und der Person?"

„Esel!"

„Zwischen wem denn?“

„Frage nicht. Die Namen läßt Du überall offen.“

„Ich begreife kein Wort.“

„Ist das nöthig? Geh auf Dein Zimmer.“

Der Advocat ging.

„Johann!“ rief der Hauptmann nach dem Hause hin Johann kam.

„Hat sich der Baumann nicht gemeldet, Johann?“

„Nein, Euer Gnaden.“

„Der Schurke wird lässig. Er denkt, ich sterbe bald. Aber noch kann ich den Henker dem Henker überliefern. Führe mich ins Haus, Johann.“

Der Diener führte den Herrn in das Schloß, wie er ihn in den Garten gebracht hatte.

Zweites Kapitel.

Ein Wirthshaus im Gebirge.

Oben, beinahe auf dem höchsten Punkte des Ardey, durchkreuzt die von Hagen nach Unna führende Chaussee ein steiniger Fahrweg. Es ist die alte Landstraße, die aus dem Ruhrthale, und zwar direct aus dem Städtchen Westhofen, nach der alten ehemaligen Reichsstadt Dortmund führt.

An der Stelle, wo diese Landstraße die Chaussee durchschneidet, liegt links ein großes Wirthshaus, mit weitläufigen Stallungen und anderen Nebengebäuden. Es liegt mit der Fronte an der alten Landstraße; seine linke Seite ist der Chaussee zugekehrt. An die Chaussee stößt es fast unmittelbar; von der Landstraße hat es sich etwas zurückgezogen, so daß zwischen dieser und den Gebäuden ein großer Hofraum zum Halten von Wagen und Pferden frei bleibt.

Es liegt, wenn auch auf dem höchsten Bergespunkte, doch mitten im Gebirge, dieses Wirthshaus an

dem „Westhofer Kreuzwege", und nach allen Seiten von dichter Waldung eingeschlossen. Nach keiner Seite hin hat man irgend eine Aussicht.

Es liegt sehr einsam in dem Gebirge. Westhofen ist eine halbe, Dortmund noch eine Stunde entfernt; eben so weit die nächste Stadt an der Chaussee, Herdeke. Nach Unna hin ist in der Nähe, etwa eine Viertelstunde entfernt, nur Ein bewohntes Haus, die Hebestelle für das Chausseegeld.

Dennoch ist dieses Wirthshaus ein sehr besuchtes. Seltener von Reisenden, die auf der Chaussee fahren; diese pflegen in den benachbarten Städten, in dem allerdings reinlich und ordentlich aussehenden großen Wirthshause aber, einen Nothfall abgerechnet, nur dann einzukehren, wenn etwa die Einsamkeit und Stille des hohen und dichten Gebirgswaldes sie zu einer stillen, einsamen Rast anlockt.

Ein anderer Besuch ist desto regelmäßiger. Auf der Seite der Chaussee nach Dortmund zu beginnen an der Landstraße bald jene Steinkohlengruben, deren unermeßlichen nach vielen Tausenden von Jahren kaum versiegbaren Reichthum man erst in neuerer Zeit näher zu schätzen gelernt hat. Ueber fünf- bis sechshundert Fahrkarren fahren täglich auf jener Landstraße zu ihnen, um sich zu beladen, und das Aufgeladene meist über Westhofen in das Ruhrthal, oder auch auf der Chaussee nach Herdeke und Hagen, seltener in der andern Rich-

tung nach Unna hin, zu verfahren. Alle diese Fuhren halten an dem Wirthshause; Fuhrmann und Pferde bedürfen der Stärkung. Sie kommen und gehen meist zu bestimmten Tageszeiten. Des Nachmittags zwischen zwei bis vier Uhr kommen sie unbeladen an; des Abends zwischen sieben bis neun fahren sie, die Nacht zu benützen, beladen wieder ab.

So war es vor acht- oder neununddreißig Jahren; auch noch später. Ein großartiger Eisenbahnverkehr mag jetzt Vieles, vielleicht Alles daran geändert haben.

Es war Mittags Ein Uhr und eine drückende Hitze. Die Sonne stand senkrecht über dem langen rothen Ziegeldache des einsamen Wirthshauses im Ardey und über dem weitläufigen Hofe vor demselben. Der Hof war völlig leer, weder ein Wagen, noch ein Pferd, noch ein Mensch war zu sehen. Auch auf den Bänken, die am Hause zu beiden Seiten der Thüre standen, saß Niemand. Wenn die Sonne sich mehr geneigt hatte und hinter den hohen Bäumen nach der Ruhrseite hin verschwunden war, mochten diese Bänke einen schattigen, kühlen, sehr angenehmen Ruheplatz mitten in Gebirgen und Wald gewähren.

Das Wirthshaus war aber nicht leer. In einer Remise sah man durch die halboffene Thür ein paar Kohlenwagen, die schon früh angekommen waren, ferner einen bepackten Reisewagen. Sie waren dort gegen die glühende Mittagshitze eingestellt.

In dem Hause selbst traf man Gesellschaft, sowie man die Thür durchschritt. Die Thür befand sich in der Mitte des Hauses. Man trat durch sie in einen hohen und sehr geräumigen Hausflur, der fast die Hälfte der großen Tiefe des Hauses durchschnitt. Rechts an demselben lag die „große Fuhrmannsstube", links das „Gastzimmer für die Herrschaften". Zu Ende des Flurs führte rechts eine Thür in die Küche, links eine Treppe zu den oberen Theilen des Hauses.

Die Thüre der Fuhrmannsstube stand offen. Man sah nur einen einzigen alten Fuhrmann in dem weiten Zimmer. Er lag in seinem blauen Kittel auf einer Bank und schnarchte. Seinen breitkrämpigen Hut hatte er gegen die Fliegen über das Gesicht gedeckt; seine lange, schwere Peitsche hatte er im Arme; ein großes Schnapsglas stand mit einer kleinen Neige darin auf dem Tische vor ihm.

In dem Flur saßen mehrere Personen. Es war frisch, kühl und luftig dort. Sie saßen an mehreren Tischen, die an den Wänden standen. An einem vier oder fünf Fuhrleute, alle in ihren blauen, kurzen Kitteln, den schweren, breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, die Peitsche im Arm, das Schnapsglas vor sich. Sie sind einmal nicht anders, diese ehrlichen, derben, kräftigen Markaner Kohlenfuhrleute, mit ihrem mühsamen, sauren Gewerbe, das ihnen Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, das sie Jahr aus Jahr ein in alle Unbilden

des Wetters, in Hitze und Kälte, in Regen und Sturm hineintreibt. Ihr „Tröpfchen," ihr „Pöttchen" müssen sie haben, wenn sie im Wirthshause einkehren, und sie kehren oft ein. Aber mehr genießen sie auch nicht, und wie wenig ist es, wie mäßig sind sie gegenüber jenen Anstrengungen und Strapatzen.

Sie saßen still an ihrem Tische. Sie ruhten aus.

An einem anderen Tische saß die Wirthin mit ihren Töchtern und Mägden. Sie war eine noch hübsche, stämmige Frau, gekleidet wie eine wohlhabende Bauernfrau; nur die Mütze war städtisch. Auch die Töchter, frische und derbe Landmädchen, trugen die Kleidung reicher Schulzentöchter, die allerdings schon damals anfing, einem städtischen Schnitte sich leise zu nähern. Die Mägde waren Bauernmägde. Alle waren sehr reinlich, sehr sauber. Sie waren mit Arbeiten für Haus und Küche beschäftigt, Nähen von Handtüchern, Lüften von Schoten und Aehnlichem. Sie waren zugleich zur Bedienung der Gäste bei der Hand.

Eine andere Bedienung für das Haus war nicht da. Der Wirth war zugleich Landwirth. Ihn mit seinen Söhnen und Knechten ging nur die Landwirthschaft an. Das Haus, auch das Wirthshaus, besorgte die Frau mit ihren Töchtern und Mägden. Blos für den Stall war noch ein Hausknecht da.

Auch die Frauen sprachen bei ihrer Arbeit nicht viel. Sie schienen mit einiger Neugierde nach der Thür

des Gastzimmers für die Herrschaften zu horchen. Die Thür war verschlossen.

„Aus Berlin sind sie?“ fragte leise eine der Töchter eine der Mägde.

„So sagte der Kutscher,“ antwortete die Magd.

„Das müssen sonderbare Menschen in dem Berlin sein.“

„Um solch ein Thier ein solches Geschrei zu machen!“

„Solch ein Thier nur mit sich zu schleppen!“ sagte die Mutter.

„Ich glaube, sie weint noch.“

„Und er kann sie noch immer nicht trösten.“

In dem Herrschaftszimmer wurde in der That geweint.

Es waren ein Herr und eine Dame darin. Die Dame war eine Vierzigerin, groß, hager, mit langen blonden Locken, die bis auf ihre dürren Schultern hinunter schmachteten, mit unendlich sehnsüchtigem melancholischem Blick. Der Herr konnte einige dreißig Jahre zählen; er war ein starkknochiger Mensch, aber mit einem eingefallenen, aschgrauen Gesicht und hohlen Augen. Das Haar trug er lang, wie die Dame, aber es war nicht gelockt und etwas unordentlich.

Auf eine große Begeisterung folgt eine große Erschlaffung. Das ist immer so. Es war auch damals in Berlin so. Zwei oder drei Jahre nach Beendigung

der Freiheitskriege hatte die volle Blüthe der ästhetischen und sentimentalen Thees in Berlin sich entfaltet.

Der Herr und die Dame waren aus Berlin. Man sah, man hörte es ihnen an. Die Dame lag auf dem harten Sopha der Stube und weinte. Der Herr stand vor ihr, sie zu trösten.

„Sie war so schön, so liebenswürdig," jammerte die Dame.

„Es ist wahr," tröstete der Herr.

„Ich liebte sie so."

„Ihr schönes Herz, meine Theure, umfängt alles Schöne mit seiner reichen Liebe."

„Ich liebte sie mit jener romantischen Liebe von unserem theuren Novalis. Ach, wie hatte ich mich auf diese Reise gefreut, in Gesellschaft mit ihr. Die Silberfluthen des Rheines wollten wir sehen, den Dom in Köln, der wieder ein deutscher Dom ist, der gar uns, uns gehört. Alle jene großen Dome an dem schönen Flusse! Und nun! In diesem rauhen, wilden Westfalen mußte ich sie verlieren! Hier, gerade hier. Ich sah diesen Platz, dieses Haus. Es war so romantisch hier. Unter diesen säuselnden Eichen wünschte ich ein paar Stunden auszuruhen. Sie waren einverstanden, mein Freund. Wir hielten an; wir stiegen aus. Da kam das Schicksal roh und kalt. Ein wilder Fleischer trat aus dem Hause. Ein blutgieriger großer Rüde hinter ihm. Das Thier sah meinen Lieb=

ling. Es stürzte über ihn her. Es war um sie geschehen. Geschehen! Um sie! O, sie war mein Alles!"

Die Dame weinte bitterlich.

„Ihr Alles, meine Freundin?" sagte mit zartem Vorwurf der Herr.

„Mein Alles, mein Alles!"

„Ja, es ist wahr, sie war ein schönes, edles Geschöpf, obwohl nur ein Thier —"

„Nur ein Thier! Wie können Sie es wagen —"

„Ich bitte, meine Freundin, lassen Sie mich aussprechen. Ich darf das Wort edel gebrauchen, obwol ich ein Professor der Philosophie bin und sie eine Katze war. Aber dennoch, meine Freundin, obgleich sie ein edles Geschöpf war, Ihr Alles konnte, durfte sie nicht sein. Es ist ein Gebot der Vernunft, daß der Mensch, als vernünftiges und sittliches Wesen das erste, das höchste Geschöpf, sich unter kein anderes Geschöpf stellen darf, das seiner Natur nach unter ihm steht und bleiben muß."

Die Dame hatte den Worten des Philosophen mehr und mehr mit Ruhe und Ergebung zugehört. Die Philosophie schien einen magischen Einfluß auf sie auszuüben.

„Ihre Worte sind Honig, mein Freund. Nur Eins bekümmert mich. Die zarte Jolie war noch nicht todt, als das Ungethüm mit ihr fortrannte und unwiederbringlich sie mir entriß. Vielleicht lebt sie noch. Welche Qualen muß sie erdulden, die Arme!"

„Auch da kann ich Sie trösten, meine Theure. Ich bin Naturforscher. Thiere haben Gefühl nur unter dem unmittelbaren sinnlichen Eindrucke. Sie haben keine Phantasie, also nicht einmal eine Ahnung künftiger Leiden. Ihre theure Katze weiß also nicht, was ihr bevorsteht. Sie haben kein Gedächtniß; sie fühlt also auch keinen Schmerz über die Trennung von Ihnen. Und was —"

„Sie hätte mich vergessen?! Nie, nie kann sie das!"

„Leider ist es doch so. Und was nun das Weitere betrifft, so ist der Tod selbst den Thieren nur ein schnell vorübergehender, ihrem Gefühle nichts zurücklassender Schmerzensmoment. Bei ihrer theuren Jolie wird zudem dieser Moment wahrscheinlich sehr abgekürzt werden. Der Fleischerhund wird sie nicht erwürgen, das liegt nicht in seiner Art. Dann wird sein Herr, der Fleischer, sie zunftgerecht abschlachten, um, wie solcher Betrug in Berlin so häufig geschieht, zweifelsohne also auch hier bekannt sein wird, das Fleisch als Lamm= oder Hasenbraten oder etwas Aehnliches zu verkaufen. Sie können sich also auch in dieser Hinsicht beruhigen, meine theure Freundin."

Dem gelehrten Professor war in seinem Eifer, zu beruhigen, entgangen, daß die Dame schon bei dem Worte Abschlachten ohnmächtig auf das Sofa zurückgesunken war.

Eine Ohnmacht war dem Naturforscher wol nicht bekannt.

„Ah, ah,“ sagte er. „Sie schläft? Uebt der Schmerz oder mein Trost eine solche sonderbare Wirkung aus? Der Fall ist zu notiren.“

Er zog sein Reisenotizbuch hervor, den Fall zu notiren. Er notirte lange, wol sehr ausführlich.

Er wurde durch das Eintreten einer jungen Dame unterbrochen.

Draußen vor dem Wirthshause hatte sich unterdeß Folgendes zugetragen:

Zuerst war auf dem Wege von Westhofen her ein einzelner Fußgänger herangekommen, ein langer, dürrer Kerl, in zerrissener, bunter Kleidung. Es war die von dem Kittelmann Reinhold Stein vor der Limburger Brücke durchgeprügelte Galgenphysiognomie. — Er sah sich zuerst vorsichtig nach allen Seiten um, stellte sich dann, zu noch größerer Vorsicht, in das Gebüsch hinter einen Baum, und betrachtete nun aufmerksam das Wirthshaus, die Nebengebäude, die ganze Gegend. Als er Niemand gewahrte, der ihn sehen konnte, ging er näher, an dem Hause vorbei, auf die Chaussee, an die Ställe, an die Remisen. Ueberall spionirten seine Augen, und wie es schien, war er zufrieden.

Das Rollen eines herankommenden Wagens auf der Chaussee trieb ihn wieder in den Wald, hinter

einen Baum. Wie vorsichtig er sich auch dort mochte verborgen halten, ein scharfes Auge hatte ihn bald entdeckt.

Der Wagen kam von Unna her. Es war eine elegante Berline, mit zwei schönen Rappen bespannt, mit einem gräflichen Wappen auf dem Schlage, einem Kutscher und einem Bedienten auf dem Bocke. In dem Wagen saßen zwei Herren, zwei junge Männer; der eine klein, blaß, vornehm; der andere derb, rund, unbedeutend.

Die lebhaften Augen des kleinen Blassen flogen überall umher. Sie sahen auch den Verborgenen hinter dem Baume.

„Siehst Du das Banditengesicht, Holthaus?“ fragte er seinen Begleiter. „Dort rechts von uns, hinter dem Baum.“

„Was geht es mich an?“ erwiderte träge der Runde.

„Der Kerl hat etwas vor.“

„Du witterst überall Abenteuer, Graf.“

„Auf Abenteuer fahren wir ja aus.“

„Nicht hieher, sondern nach Ergste zur Kirchmeß.“

„Wir können sie auch schon hier finden.“

Der Wagen fuhr vor dem Wirthshause vor.

Die beiden Herren stiegen aus.

Der Leser wünscht vielleicht, sie gleich kennen zu lernen. Der kleine Blasse war der Graf Karl von Lenhausen. Der derbe Runde war der Sohn eines

reichen Kaufmanns aus Iserlohn, Namens Holthaus. Er war der beständige Gefährte des Anderen bei dessen Ausschweifungen und Abenteuern. Der junge Adel der Gegend zog sich von dem jungen Grafen zurück. Der bürgerliche Kaufmannssohn machte sich eine Ehre daraus, der Theilnehmer schlechter Streiche eines vornehmen Grafensohnes zu sein, oft auch nur der Diener und Handlanger dabei.

Es hat sich seitdem Vieles geändert.

„Bestelle uns ein Zimmer,“ befahl der Graf dem Bedienten. „Aber oben im Hause und für uns allein.“

Der Bediente ging in das Wirthshaus.

Der junge Graf ging nach der Chaussee zurück. Sein Begleiter folgte ihm.

„Unsere Pferde bleiben lange,“ sagte jener.

„Meinetwegen können sie ganz ausbleiben,“ sagte der Andere. „Man kann nach Ergste auch fahren.“

„Es reitet sich doch besser. — Aber da kommen sie.“

Ein Reitknecht kam mit drei Reitpferden die Chaussee herauf. Zwei führte er, auf dem dritten ritt er.

Während er langsam heranritt, kam von der entgegengesetzten Seite, von Hagen her, im schlanken Trab, ein hübscher Einspänner herbeigefahren. Ein Bursch von etwa vierzehn Jahren lenkte ihn. Ein ehrbarer, kränklicher, alter Mann saß neben dem Burschen auf

dem Bocke. Eine schöne, junge Dame, fast noch ein Kind, so zart und so schüchtern, saß allein im Wagen.

Der junge Graf sah nur noch nach ihr.

„Teufel, die Person ist schön!"

„Zu jung, zu mager," sagte verächtlich der derbe, runde Holthaus.

„Und wie elegant! Wer mag das sein?"

„Demi-fortune! Fährt im Einspänner."

„Und — sieh da, sieh da, das Banditengesicht. Wie der Kerl sich verkriecht, und wie ihm doch die Augen leuchten. Der Mensch kennt sie. Das gibt ein Abenteuer. Ziehen wir uns zurück. Ich muß sehen, wie das wird."

Er ging hinter eine offenstehende Scheunenthür. Sein Begleiter folgte ihm wieder. Sie konnten dort, ziemlich verborgen, den Hof übersehen.

Der Einspänner fuhr auf den Hof, an der Hausthür vor.

Der Narr Claus sprang behende, aber diesmal ehrbar von dem Bocke. Er half, beinahe ehrerbietig, der jungen Dame aussteigen.

In der Hausthür war eine der Töchter der Wirthin erschienen. Sie sah neugierig auf die Angekommenen, auf die junge Dame, die so elegant gekleidet und in so sonderbarer Gesellschaft war; auf den alten, ehrbaren Narren, der etwa wie ein Schneider oder Schuster vom Dorfe aussah; auf den jugendlichen

Kutscher, der so vollendet phantastisch aussah in seinem blauen Käppchen, seiner feuerrothen Weste, in seiner hellgelben Schärpe mit den silbernen Troddeln daran.

Die westfälische Wirthstochter in dem einsamen Ardey schüttelte bedenklich den Kopf und winkte ihre ältere Schwester herbei.

„Das sind Komödianten,“ entschied die ältere Schwester flüsternd.

„Wenn die nur nicht über Nacht bleiben wollen! Solch Komödiantenvolk im Hause!“

„Sie werden nach Ergste zur Kirchmeß wollen,“ beruhigte die ältere Schwester.

„Kann die Dame ein Zimmer für sich allein bekommen?“ fragte der Narr die Schwestern.

Sie rümpften flüsternd die Stumpfnasen.

„Die Dame! Ein Zimmer allein?“

„Wir werden nachsehen,“ meinte laut die Aeltere. „Sie kann einstweilen hier unten bleiben.“

Sie schwankte, ob sie die „Komödiantin“ rechts oder links zeigen solle, in die Fuhrmannsstube oder in das Herrschaftszimmer.

Aber diesmal entschied die jüngere Schwester. Sie hatte in das feine, sanfte, schüchterne Gesicht der Fremden gesehen. Sie riß schnell die Thüre links auf.

„Treten Sie hier herein.“

Die junge Dame trat in das Herrschaftszimmer.

Der Narr warf hinter ihr einen Blick in die Stube.

Er sah eine Dame darin. Er blieb beruhigt zurück und begab sich in die gegenüberliegende Fuhrmannsstube.

Auch den beiden jungen Herren in ihrem Verstecke hinter der Scheunenthür war bei näherer Betrachtung das Abenteuerliche in dem Erscheinen der jungen Dame nicht entgangen.

„Wer mag die Person sein?“

„Was kümmert es uns? Ich denke, wir gehen ins Haus und trinken eine Flasche Wein. Es ist verdammt heiß.“

„Aber schön ist sie! Welch' eine Gestalt! Welch' ein Auge!“

„Sie ist ja ein halbes Kind!“

„Das verstehst Du roher Bursche nicht. — Teufel, wenn sie —. Etwas Besonderes ist sie nicht, das sieht man an Allem. Für eine Abenteurerin sah sie zu unschuldig aus. Und auch der alte Schuft bei ihr hat ein verdammt ehrbares Aussehen.“

„Laß uns gehen.“

„Wart. Da kommt das Galgengesicht. Der Kerl schleicht wie eine Blindschleiche herbei. Was hat der vor? Er kannte die Person. Still. Er sieht uns nicht. Er kommt auf uns zu.“

Der von der van Aken'schen Menagerie durch den Kittelmann Reinhold Stein gestern weggejagte und von demselben Kittelmann heute früh durchgeprügelte Filippo schlich wirklich auf die Stelle zu, an welcher

die beiden jungen Männer sich verborgen hielten. Er sah sie erst, als er unmittelbar vor ihnen stand. Er wollte erschrocken zurückspringen.

Der junge Graf hielt ihn mit kräftiger Faust.

„Wohin, Bursch?"

„Misericordia, Signore."

„Sprichst Du Deutsch oder Französisch, Du italienisches Banditengesicht?"

„Etwas Deutsch, gnädiger Herr!" zerbrach und zerriß der Italiener die deutschen Worte.

„Du kennst die Dame in dem Einspänner?"

„Si, Signore."

„Wer ist sie?"

„Mamsell Francisca."

„Und wer ist Mamsell Francisca?"

„Die Löwenkönigin."

„Verdammter Bursch, und wer ist die Löwenkönigin?"

„Eine schöne Mamsell, gnädiger Herr, bei der berühmten Menagerie des Baas van Aken aus Holland."

„Ah, sie macht Schauerkunststücke mit dem Löwen, geht in seinen Käfig, spielt mit ihm, schlägt ihn, darf ihm den Kopf in den Rachen stecken und so weiter?"

„Der gnädige Herr haben ihre Kunststücke gesehen?"

„Nein."

„Aber so ist es. Mamsell Francisca kann das alles, kann es wie keine Andere. Der große Löwe

liebt sie, wie seine Braut. Daher nennen wir sie auch die Löwenbraut."

„Du gehörst gleichfalls zu der Menagerie?"

„Ich gehörte dazu."

„Sie haben Dich wol fortgejagt?"

„Der verdammte Herr Reinhold," knirschte der Italiener mit den Zähnen.

„Wer ist der Herr Reinhold?"

„Er ist der Liebhaber der Mamsell Francisca."

„Und außerdem?"

„Er ist beim Baas van Aken Alles. Er versteht alle Thiere zu bändigen, auch die wildesten, die wüthendsten. Er hat geheime Mittel. Er ist ein Zauberer. Darum thut der Herr van Aken Alles, was er will."

„Er ist es auch wol, der Dich fortgejagt hat?"

„Si, Signore."

„Und er ist der Liebhaber der kleinen Mamsell Francisca?"

„Er liebt sie wie sein Leben, noch mehr."

„Und sie?"

„Sie kann nicht leben ohne ihn."

„Ah, Bursch, darum schlichst Du italienische Banditenseele hier herum. Er hat Dich fortgejagt, der Herr Zauberer Reinhold. Du wolltest ihm irgend einen Gegendienst dafür erweisen."

Der Italiener schwieg trotzig.

„Hat die Mamsell Francisca einen Verwandten bei der Gesellschaft?“ fuhr der Graf fort.

„Nein, gnädiger Herr.“

„In welcher Beziehung steht sie zu Herrn van Aken?“

„Der Herr Reinhold hat sie mitgebracht.“

„Seit wann?“

„Gleich als er kam; vor ungefähr einem Vierteljahre.“

„Woher?“

„Sie kamen in Belgien zu uns.“

„Und Keiner weiß Näheres von ihnen?“

„Keiner.“

„Wer ist der Begleiter der Mamsell dort?“

„Der Bajazzo der Gesellschaft, Meister Claus.“

„Ah, der Narr! Wohin will sie mit ihm?“

„Sie reisen der Menagerie nach; diese ist in Iserlohn, dann in Soest. Hier, an diesem Wirhshause, will sie heute Abend mit dem Herrn Reinhold wieder zusammentreffen. Er ist auf einer Kirchmeß in der Gegend.“

„Mit ihrem Geliebten! Sie hat keinen Angehörigen bei der Gesellschaft als ihn?“

„Keinen.“

Der Graf schien vorläufig genug zu wissen.

„Höre, Bursch, hättest Du Lust, Geld zu verdienen?“

„Gewiß, gnädiger Herr.“

„Und zugleich Rache zu nehmen an dem Herrn Reinhold?“

Die Augen des Menschen leuchteten.

„Kannst Du ihm die Mamsell Francisca entführen?“

„Ich, gnädiger Herr? Der Meister Claus ist kräftig und klug.“

„Würde das Mädchen sich gern entführen lassen?“

„Sie ist dem Herrn Reinhold sehr treu.“

Der Graf lachte.

„Das ist der Humor davon. Also nur mit Gewalt oder List wäre sie zu entführen?“

„So ist es.“

„Und der Narr ist klug und hat sehr starke Fäuste?“

„Sehr starke.“

„Und ist dem Herrn Reinhold wol sehr ergeben?“

„Beiden. Ihm und der Mamsell Francisca.“

„Du mußt sie mir dennoch entführen, Bursch.“

„Wie wäre das möglich, gnädiger Herr?“

„Dummer Teufel, Du bist ihr Vater, dem sie entlaufen ist, der sie hier wiederfindet. Du kannst Dir einen ganzen Roman zusammenbauen.“

Der Schlechte begreift schnell das Schlechte, wie Schurken einander leicht finden und leicht verstehen.

„Herr,“ wendete der Italiener nur noch ein, „sie spricht das Deutsche gut und ich schlecht.“

„Narr," entgegnete ihm der Graf, „sie ist als Kind nach Deutschland gekommen, und Du als alter Kerl. Ueberlege Dir die Sache. Mache Deinen Roman und Deinen Plan. Ich werde Dich gut bezahlen."

„Ich werde überlegen."

„Heute Abend erwartet sie der Herr Reinhold hier?"

„So ist es."

„Wir hätten also Zeit. Halte Dich fertig. In einer Viertelstunde kann ich Deiner bedürfen. Bleib in dieser Scheune verborgen. Ich werde Dich rufen lassen."

Der Italiener trat in die Scheune.

„Jetzt zum Hause," sagte der Graf zu seinem Begleiter. „Das wird ein vortreffliches Abenteuer. Ein besseres, als mit den rothen Bauerndirnen auf der Kirchmeß da unten. Ah, Teufel, die Kleine ist hübsch, sie ist schön."

Die beiden jungen Herren gingen in das Wirthshaus.

„Ihr Zimmer ist oben," sagte die Wirthin.

„Wo ist das der fremden Dame, die eben kam?"

„Sie ist hier unten im Herrschaftszimmer."

„Und wo ist der alte Mann, der sie begleitet?"

„Hier rechts in der Fuhrmannsstube."

„Friedrich!"

Der Bediente des Grafen war draußen vor dem Hause stehen geblieben.

Er erschien in der Thüre.

Der Graf ging ihm entgegen und sprach einige leise Worte mit ihm.

„Hast Du verstanden?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr."

Beide junge Männer gingen in das Herrschaftszimmer.

Die sentimentale Dame aus Berlin hatte endlich die Augen wieder aufgeschlagen in dem Augenblicke, als die Löwenkönigin in das Zimmer eintrat. Hatte sie früher mit Anstand oder Sentimentalität keine Gelegenheit finden können? Siegte die weibliche Neugierde, die Fremde zu sehen? Eine ordentliche Sentimentalität geht weit.

„Wie ist mir?" rief sie. „Was ist mit mir geschehen?"

„Sie haben süß geschlummert, meine Theure," sagte der Professor.

Sie wurde beinahe wüthend.

„Geschlummert? Ich? Kennen Sie nicht einmal eine Ohnmacht?"

„Ohnmächtig waren Sie? Unmöglich, meine Freundin."

„Aber sehen Sie es nicht noch? Fühlen Sie es nicht? Alle meine Pulse beben noch."

„In der That! Es ist eigenthümlich. Sie sind sehr aufgeregt. Sie müssen sich durchaus ruhig verhalten."

„Ruhig? Wie werde ich es können? — Ach, welchen Engel sendet da der Himmel! Sie sind soeben hier angekommen, meine liebe, junge Dame?"

„Soeben, Madame," antwortete die schüchterne Francisca.

„O, Sie sehen so glücklich aus, Sie Glückliche. Sie haben gewiß noch nie etwas verloren. Lassen Sie sich meinen entsetzlichen Verlust erzählen."

Die Dame wollte erzählen, als die Thür sich öffnete und der Graf und sein Begleiter eintraten.

Der junge Graf stutzte. Er hatte erwartet, das junge Mädchen allein zu finden. Er mußte sich auf eine Veränderung seines Planes besinnen.

„Bestelle uns eine Flasche Wein," sagte er zu seinem Begleiter.

Der reiche Kaufmannssohn wollte gehorsam das Zimmer verlassen.

„Erkundige Dich, wer die Beiden sind," flüsterte er ihm ins Ohr.

Der Andere ging.

„O, meine liebe, junge Dame," begann die sentimentale Dame, „beklagen Sie mich. Ich habe einen großen Verlust erlitten. Eine Freundin, im ganzen Sinn des Wortes."

„Wann?" fragte mitleidig die Löwenkönigin.

„Soeben! Hier! Ein Barbar —"

Der junge Herr Holthaus kehrte zurück.

„Es sind närrische Berliner," sagte er leise zu dem Grafen. „Der Dame hat vorhin ein Fleischerhund ihre Katze geraubt. Sie will sich vor Verzweiflung ums Leben bringen."

„Ah, jetzt begreife ich, die Sache macht sich."

Er wendete sich zu der sentimentalen Dame:

„Meine Gnädige, Sie haben einen großen Verlust erlitten. Ich erfahre ihn soeben. Ich fühle ihn ganz mit Ihnen."

„Sie haben ein fühlendes Herz, mein Herr."

„Auch ein helfendes, meine Gnädige."

„Mir kann Niemand mehr helfen."

„Doch, doch. Sie haben ein theures Wesen verloren; aber nicht ganz."

„Nicht ganz? Wollen Sie mich nur trösten?"

„Ich will Ihnen helfen. Ich komme soeben mit meinem Freunde hier an. Kaum fünf Minuten von hier entdeckten wir im Chausseegraben einen großen Fleischerhund —"

„Das ist der Barbar."

„Gewiß. Neben ihm saß eine Katze —"

„Lebend? Lebend, mein Herr?"

„Sie saß, also lebte sie. Der Hund schien sie mit einer gewissen Achtung anzusehen."

„Das ist sie, meine theure, meine unvergeßliche Jolie."

„Sie fürchtete sich dennoch vor ihm."

„Sie war so zart, so sanft.“

„Das sah ich ihr an. Es wird indeß leicht sein, sie zu erlösen. Freund Holthaus, Du bist wol so gütig, die Dame und den Herrn an Ort und Stelle zu führen. Ich werde mit dem Bedienten sogleich nachkommen.“

„Darf ich bitten, mir zu folgen?“ sagte Freund Holthaus.

„Hin, hin! Fort, fort!“ rief die sentimentale Dame. Sie flog aus dem Zimmer, den Professor mit sich reißend. Der bequeme, runde Herr Holthaus folgte mit einem saueren Gesichte.

Der Graf Lenhausen war mit der Löwenkönigin allein. Er trat mit einer höflichen Bescheidenheit zu ihr.

„Sie heißen Mamsell Francisca?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete etwas verwundert, beinahe erschrocken das schüchterne erröthende Mädchen.

„Sie erwarten hier Ihren Beschützer, den Herrn Reinhold!“

„Ja, mein Herr —“

„Sie verwundern sich, daß ich das alles weiß. Sie kennen mich nicht.“

„Nein, mein Herr.“

„Aber ich kenne den Herrn Reinhold. Ich komme von ihm.“

„Von ihm?“ rief lebhaft das Mädchen, und doch schien sie in demselben Augenblicke wieder zu erschrecken.

„Von ihm. Er ist auf der Kirchmeß da unten, in Ergste.“

„Dorthin wollte er.“

„Er hat mir einen Auftrag an Sie gegeben.“

„Ihnen? An mich? Es ist ihm doch nichts zugestoßen, mein Herr?“

„Nichts Unangenehmes. Er traf ein paar alte Bekannte. Sie wollten ihn nicht loslassen. Vor dem späten Abend nicht.“

„Ach, er hatte mir versprochen —“

„Früher hier zu sein. Darum eben komme ich. Ich soll Ihnen einen Vorschlag machen, in seinem und meinem Namen. — Sie wollen mit ihm von hier nach Iserlohn fahren?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich wohne auf dem Wege dahin, und bin mit meinem Freunde Reinhold übereingekommen, daß Sie in meiner Equipage mit mir fahren, und er heute Abend Sie bei mir abholt.“

Er sprach ehrlich genug.

Das Mädchen wurde dennoch unruhig.

„Bei Ihnen, mein Herr?“

„Sie kennen mich nicht. Ich bin der Graf Lenhausen. Wenn auch nicht ich persönlich, da ich lange verreist war, mein Name, meine Equipage, meine Leute sind überall in der Gegend bekannt. Sie können Jeden hier im Hause fragen.“

„Aber mein Herr, Reinhold hat mir nie von Ihnen gesagt.“

„Leicht möglich. Wir hatten uns seit Frankreich nicht gesehen.“

„Hat er Ihnen nichts an mich mitgegeben?“

„Sehe ich in der That danach aus, daß ich einer besonderen Legitimation bedarf?“

Das Mädchen faßte einen Entschluß.

„Erlauben Sie, daß ich mich mit meinem Begleiter bespreche?“

„Ah, der Narr Clans ist bei Ihnen. Er wird uns in dem Einspänner folgen.“

„Ich muß ihn dennoch vorher sprechen.“

„Ich werde ihn Ihnen hereinrufen.“

Das junge Mädchen wurde einen Augenblick unschlüssig. Der junge Mann war so höflich, so bescheiden. Er hatte durch kein unrichtiges Wort Veranlassung zu einem Verdachte gegeben.

Sie trat zurück und ließ den Grafen hinausgehen, den Narren zu rufen.

Der Graf kehrte nach einer Minute zurück.

„Ich bedaure, Mamsell Francisca. Ihr Begleiter ist in einem Zustande, daß er sich Ihnen nicht gut vorstellen kann.“

Das Mädchen erschrak.

„Was ist ihm begegnet?“

„Er hat der Flasche zu viel zugesprochen.“

Diese Lüge hätte der Graf nicht machen dürfen, er hätte seinen Plan feiner anlegen müssen.

Die unbestimmte Furcht, die bisher auf dem jungen Mädchen gelastet hatte, wurde auf einmal zu einer bestimmten Angst. Auch diese verschwand fast in demselben Augenblicke wieder, in dem sie entstanden war, um dem klaren Muthe und dem festen Willen Platz zu machen, die das äußerlich so schwache, schüchterne Mädchen in ihrem Innern trug.

„Das ist nicht richtig, mein Herr," sagte sie mit voller Entschiedenheit. „Der Mann trinkt nie."

„Er ist ein heimlicher Trinker," versicherte der Graf, der gleichfalls so bald seine Geistesgegenwart nicht verlor.

Das Mädchen sah ihn beinahe mit Verachtung an. Ohne ihm zu antworten, wollte sie an ihm vorübergehen und das Zimmer verlassen.

Noch versuchte der junge Mann in Güte, sie zu halten.

„Bemühen Sie sich nicht, Mamsell; es wäre in der That vergeblich."

Sie ging ruhig zur Thüre.

Er mußte Ton und Miene ändern.

„Sie bleiben, mein schönes Kind," sagte er kalt, höhnisch, befehlend.

Sie verlor auch dadurch ihren Muth nicht.

„Mein Herr, lassen Sie mich."

Er faßte mit starker Hand ihren Arm, um sie zum Sofa zu führen.

„Mein Herr, ich rufe Leute herbei."

„Unterstehen Sie sich."

Er sollte sich in dem schwachen Mädchen vollständig verrechnet haben.

„Hilfe! Räuber!" rief sie mit lauter, durchdringender Stimme.

Augenblicklich wurde die Thüre des Zimmers aufgerissen. Die Wirthin und ihre Töchter stürzten mit bleichen, ein Dutzend Fuhrleute mit entschlossenen Gesichtern und zugleich mit kräftigen Fäusten und schweren Peitschen herein.

Der Narr Claus war nicht unter den Leuten. Aber man hörte in der gegenüberliegenden Fuhrmannsstube seine Stimme und zugleich ein starkes, heftiges Ringen, Stoßen und Kämpfen.

„Man hält mich! Verrath! Mord! Hinterlistige Schurken! Ich kann nicht zu Ihnen, arme Mamsell Francisca!" So rief der treue Narr, muthig kämpfend, bis er von der Uebermacht besiegt wurde.

Der Graf Lenhausen war auch nicht der Mann, der auf die Dauer seine Geistesgegenwart verlor.

„Was giebts?" rief er vornehm und gebieterisch den Eintretenden entgegen.

„Welchen Unfug machen Sie in meinem Hause?"

sagte entrüstet die Wirthin. „Ein einsames, unschuldiges Mädchen so zu überfallen.“

„Unschuldig, einsam, Madame? Danken Sie Gott, daß ich die Ehre Ihres Hauses rette.“

„Durch solchen Scandal!“

„Das junge Mädchen wollte guten Ermahnungen kein Gehör geben, so mußte ich Gewalt brauchen, sie zu halten.“

„Aber Herr,“ fragte ein ehrlicher Fuhrmann, „welches Recht hatten Sie zu der Gewalt?“

„Welches Recht? Diese kleine Person ist eine Landläuferin; sie gehört zu einer Sammlung von wilden Thieren, sie macht Kunststücke dabei. Fragen Sie sie selbst.“

„Ist das wahr, Mamsell?“ fragte die Wirthin.

„Ich reise mit dem Herrn van Aken, der die große Menagerie hat.“

„Die wilden Bestien waren gestern in Hagen,“ bestätigten ein paar Fuhrleute.

„Ah, sie gehört zu den wilden Thieren! Sie macht die Kunststücke dabei.“

Der Graf hatte seine Leute gekannt. Die entschlossenen Gesichter der Fuhrleute waren nur noch neugierig. Die Frauen wurden gar verlegen, besorgt für den Ruf des Hauses.

Nur die jüngste Tochter der Wirthin sagte eifrig: „Darum kann sie doch ein braves Mädchen sein!“

„So, Mamsell?" rief der junge Graf. „Ein braves Mädchen wollen Sie eine Person nennen, die ihrem Vater heimlich fortläuft, um sich mit verdorbenen Schauspielern und Thierbändigern in der Welt herumzutreiben?"

„Das hat sie gethan?"

„Das thut sie noch."

„Der Mensch lügt," rief weinend und zürnend die Löwenkönigin. „Er hat mich schmachvoll hier überfallen. Er hat schlechte Absichten mit mir. Lassen Sie den alten Mann aus dem Zimmer drüben kommen. Er wird Auskunft über mich geben."

„Der?" sagte der Graf. „Der ist ihr Kuppler. „Er hat sie hieher gebracht, um sie ihrem Liebhaber zuzuführen, mit dem sie heute Abend hier zusammentreffen will. Hier, in Ihrem ehrlichen Hause, Frau Wirthin."

„Das will ich nicht hoffen! Eine solche Schande!"

„Fragen Sie den Mann dort. Oder besser, hören Sie vorher einen andern Mann, den armen, unglücklichen Vater selbst, dem diese unnatürliche Tochter entlaufen ist."

„Wie? Ihr Vater ist hier? Es ist also gewiß und wahrhaftig wahr!?"

„Gewiß ist es wahr, so wahr der Unglückliche hier vor Ihnen steht."

Der Bediente des Grafen hatte das Banditengesicht Filippo herbeigerufen.

Der Schurke hatte Zeit gehabt, seine Rolle einzustudiren. Er spielte sie gut. Er konnte sogar aus seiner vollendeten Spitzbubenphysiognomie ein ehrliches, unglückliches Gesicht machen.

„Da ist das unglückliche Kind! Francisca!" rief er in gebrochenen deutschen Worten, unter heuchlerischen Thränen, die allen Zonen angehören.

Er wollte auf sie zustürzen, sie umarmen. Sie wich mit Entsetzen vor dem Schurken zurück, dessen Einverständniß mit dem jungen Grafen sie leicht begriff.

Der Mensch setzte seine Rolle mit Geschick fort. Er überschüttete das Mädchen mit einer Fluth der leidenschaftlichsten, bald zärtlichen, bald bittenden, bald drohenden Vorwürfe und Vorstellungen, von denen freilich außer ihm selbst keiner der Anwesenden ein Wort verstand, auch das Mädchen nicht; denn er goß sie in seiner vaterländischen Sprache aus. Dann wendete er sich wieder in deutscher Sprache an die Anwesenden, vornehmlich listiger Weise an die Fuhrleute.

„Sie ist mir entlaufen, mein Kind. Ein Bösewicht hat sie verführt, und sie mir jetzt entrissen, durch den alten Schurken in der andern Stube dort. Dieser edle Graf, dessen Beistand ich angefleht, hat mir versprochen, sie in meine Arme zurückzuführen. Stehet ihm und mir bei, ihr braven Leute."

Er erreichte seinen Zweck.

Das Mädchen hatte sich entsetzt, als er sich ihr nahte; sie hatte sich zuerst verwundert, dann, seine schlechten Absichten mehr und mehr begreifend, sich von neuem geängstigt, als er in der fremden Sprache mit der südlichen Leidenschaft über sie herfiel. Die einfachen westfälischen Kohlenfuhrleute sahen in dem Entsetzen und der Angst nur Zeichen der Schuld. Zudem imponirte ihnen die fremde Gluth des Italieners, die Hilfe des vornehmen westfälischen Grafen. Einer von ihnen schien in besonderem Ansehen zu stehen. Die anderen sahen ihn fragend an. Er entschied.

„Das sind Sachen, die einen Dritten nichts angehen; als Kind muß sie wieder zu ihrem Vater.“

Er wollte sich zurückziehen; die anderen wollten ihm folgen.

Das arme Mädchen hatte noch nicht sprechen können. Die Heftigkeit des Italieners hatte sie nicht zu Worte kommen lassen.

„Ihr Männer,“ rief sie in höchster Angst, „verlasset mich nicht so. Der Mensch ist ein Betrüger. Er ist nicht mein Vater. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Er ist ein Bösewicht, der den Herrn van Aken betrogen hat, der ihm noch heute Morgen seinen schönsten Löwen ums Leben bringen wollte.“

„Sie kennt ihn also,“ schlossen die Fuhrleute unter einander; „da muß auch das Andere richtig sein.“

„Sie verleumdet ihren eigenen Vater," rief der Italiener. „Wie haben sie mir mein armes Kind verdorben!"

„Sie ist eine freche Person," entschied noch einmal der Fuhrmann.

Die Fuhrleute zogen sich zurück.

„Helfen Sie mir, retten Sie mich!" flehte das Mädchen die Wirthin an.

Aber die Wirthin sagte:

„Das sind Sachen, in die ich mich nicht mischen kann. Die gehen die Polizei an. Ich werde nach Westhofen zum Bürgermeister schicken. Der muß seinen Spruch thun. Bis dahin," setzte sie mit einem entschiedenen Blicke auf den Grafen hinzu, „dulde ich aber auch von keiner Seite eine Gewalt im Hause. Mein Mann und meine Knechte sind in der Nähe auf dem Felde."

Der Graf Lenhausen hatte schon triumphirt. Er biß die Zähne zusammen. Aber er hatte schnell seinen neuen Plan.

„Ich werde selbst nach Westhofen reiten. Ich habe dem armen Vater meine Hülfe versprochen. Ich werde ihm Wort halten. — Friedrich, mein Reitpferd!"

Der Herr Holthaus war zurückgekehrt.

„Du wirst dafür einstehen," sagte der Graf zu ihm, „daß bis zu meiner Rückkehr sich hier nichts ver-

ändert. — Ich hole den Baumann," setzte er leise hinzu. „Er wird schon Rath wissen."

Mit dem Herrn Holthaus waren auch die sentimentalen Berliner Reisenden zurückgekehrt.

Die Dame sah das junge Mädchen mit Abscheu an.

„Ach," rief sie, „der Mensch kann zum Thiere herabsinken, und edle Gesinnungen kann man bald nur noch bei den Thieren antreffen. O, meine herrliche Jolie!"

„Gesinnungen, meine Theure?" rief doch etwas überrascht der Professor. „Aber streiten wir in diesem Momente Ihres herben Verlustes nicht darüber."

„Ja, lassen Sie uns unsere Reise fortsetzen, und einen Ort verlassen, der mich so tief unglücklich machen mußte."

Sie fuhren ab auf der Chaussee nach Unna zu.

Der Graf Lenhausen sprengte die Landstraße nach Westhofen hinunter, die zugleich weiter nach Ergste führte, wo der Wasenmeister Baumann auf der Kirchmeß war.

Drittes Kapitel.

Eine einsame Waldrose.

Es war später Nachmittag.

Der alte Chausseegeld-Einnehmer war mit seiner Tochter allein in der Barrièrestube.

Die Chausseegeld-Hebestelle lag zwischen Herdeke und Unna, auf der Höhe des Ardey, ziemlich in der Mitte zwischen den beiden genannten Städten. Sie lag dort sehr einsam in dem einsamen, rauhen Gebirge. Nach Herdeke zu war die nächste menschliche Wohnung das große Wirthshaus an der Landstraße, die von Westhofen nach Dortmund quer den Ardey und die Chaussee durch den Ardey durchschnitt. Es war etwa eine Viertelstunde von der Barrière entfernt. Nach Unna hin lag zunächst, gleichfalls eine Viertelstunde entfernt, die Wohnung des Wasenmeisters Baumann.

Der Chausseegeld-Einnehmer war ein alter pen=

sionirter Unteroffizier. Er war aus der Mark gebürtig, nicht aus der westfälischen, sondern aus der brandenburgischen. Er hatte dort auch in verschiedenen kleinen Städten in Garnison gestanden. Die Freiheitskriege hatten ihn zum ersten Male nach Westfalen geführt. Das reiche Land, mit seinem fetten Boden, seinen kräftigen Eichen und Buchen, seinen wohlhabenden Bewohnern und seiner Lebensweise, die, wenn man der bösen Welt glauben will, darin bestände, daß der Westfale täglich sieben Malzeiten hält, das alles hatte ihm mehr und besser gefallen, als die Mark Brandenburg, mit ihrem dürren Sande, ihren verkrüppelten Fichten, ihren armen Bewohnern, ihrer schmalen Kost und ihren sauren Gurken.

Er hatte seitdem als Unterofficier nur Einen Gedanken gehabt, den, stets ein braver Unterofficier zu sein, um, wenn die Zeit gekommen, in der er seinen Lohn für treu geleistete Dienste fordern könne, in ruhigem und gemächlichem Leben seine Tage auf der rothen Erde zu beschließen. Die Zeit kam gleich nach Beendigung der Feldzüge. Er war „zwölf Jahre gedienter Unteroffizier“. Er hatte Anspruch auf eine „Civilversorgung“.

Für seinen Wunsch fürchtete er nur Eine Schwierigkeit. Er war Witwer, aber er hatte eine Tochter; nur eine einzige.

Die Tochter des alten Unteroffiziers hatte, wie

die meisten Unteroffizierstöchter in den kleinen Garnisonen, wenn sie hübsch sind — und sie war zu ihrer Zeit sehr hübsch — viele Liebschaften gehabt. Zuerst, noch als halbes Kind, mit den jungen Soldaten; dann mit den Fähndrichs; dann mit den Lieutenants. Weiter hatte sie es im Avancement nicht gebracht; es hatten unterdeß jene Kriege begonnen, und ihr Vater wollte nicht zugeben, daß sie auch die Feldzüge auf Avancement mitmache. Sie war daher, indem in den kleinen Garnisonen nichts mehr zu machen war, nach Berlin gegangen, wo sie bei verschiedenen Herrschaften gedient hatte, zuletzt bei einer verwitweten „Majorin", bei der alte und junge Herren zum Spiel zusammenkamen. Als ihr Vater aus den Feldzügen zurückkehrte, zog sie wieder zu ihm. Als er ihr aber von dem reichen und fetten Westfalen erzählte, und wie gut es sich da leben lasse, und welche wohlhabende Bürgerssöhne und große Bauernhöfe mit hübschen jungen Anerben es dort gebe, die es mit dem ersten kurmärkischen Edelmann aufnehmen könnten; wie aber andererseits die Leute dort in der Bildung entsetzlich zurück und dabei sehr gutmüthig seien, was man schon aus ihren täglichen sieben Malzeiten abnehmen könne, und als die Tochter darauf über ihre Vergangenheit nachdachte, wie sie doch in allem ihren bisherigen Dienen, auf Avancement und ohne Avancement, ein armes, obscures Leben geführt habe, und als sie zugleich einen

Blick in ihre Zukunft that, wie sie, schon etwas stark im Verblühen begriffen, weder in den kleinen Garnisonen, noch in Berlin auf ein großes Avancement mehr rechnen könne, wie aber solch ein gutmüthiger und einfältiger westfälischer Bürger= oder Bauerssohn mit Haus und Hof, einem kurmärkischen Edelsitze gleich, es sich zur besonderen Ehre anrechnen würde, ein so gebildetes Mädchen, wie sie, die noch immer hübsch sei, und die direct aus Berlin komme, und vom Theater und von Bällen und von Generalen und Ministern, und gar vom Hofe erzählen könne, zur Frau zu erhalten, da —.

Der alte Unteroffizier kam um seine Civilversorgung ein. Seinem Begehren stand nichts im Wege. Er hatte sich nie einen gemächlicheren Posten für seine alten Tage denken können, als den eines Thorschreibers oder Chaussee=Einnehmers, besonders den letzten. Er brauchte den ganzen Tag seine Stube und sein Fenster an der Barrière nicht zu verlassen. Reiter und Wagen mußten zu ihm an das Fenster herankommen, und wenn er einen tüchtigen Stab mit einem ledernen Beutel daran hatte, um die Chausseezettel hinaus= und das Geld dafür hereinzulangen, so brauchte er nicht einmal von seinem Arbeitstische aufzustehen. Der Posten konnte ihm zugleich lucrativ werden, wenn ihm gestattet wurde, mit der Hebestelle einen Ausschank von Wein, Bier und Schnaps zu verbinden. Seine

Tochter, die dem Schank vorzustehen hatte, bekam dadurch gleichzeitig die beste Gelegenheit, mit den reichen Erben der Gegend, die an der Barrière abstiegen und einen Schoppen Wein oder ein Glas Bier tranken, bekannt zu werden.

Er bat um eine Chaussee-Einnehmerstelle in Westfalen. Die Stelle im Ardey war gerade offen; sie wurde ihm verliehen. Er bat um die Bewilligung des Ausschankes. Man gab sie zwar nicht gern. Aber die Tochter hatte in ihrer Dienstzeit einen Lieutenant gekannt, der jetzt als Hauptmann im Kriegsministerium arbeitete, und dieser war wieder mit einem Rath im Finanzministerium bekannt, und so erhielt er auch jene Begünstigung.

So waren Vater und Tochter aus der sandigen brandenburgischen Mark nach der fetten westfälischen Mark gekommen.

Ob sie das erwartete Eldorado hier gefunden hatten?

Die Stube, in der beide sich befanden, war das Geschäfts- und zugleich Schankzimmer. An dem einen Fenster, durch welches auch die Kette des Barrièrebaumes ging, stand der Arbeitstisch des Einnehmers. Das andere Fenster gehörte der Tochter, wenn sie strickte oder im Schiller oder Jean Paul las, denn das that sie als „gebildete Berlinerin". Der übrige Theil des Zimmers mit seinen langen und einigen kleineren Tischen gehörte zum Schanke. In dem Zim-

mer sah es sehr ordentlich und reinlich aus. Ebenso waren Vater und Tochter; die Tochter war sogar für ihren Stand elegant gekleidet, und die runde Gestalt und das rothe Gesicht des Vaters zeigten, daß es in dem fetten Lande ihm an nichts fehle. Aber Vater und Tochter waren doch noch immer beisammen in dem einsamen Barrièrehause im Ardey; einer jener reichen Freier hatte sich also noch nicht eingefunden.

Und außerdem schien Beiden Manches nicht so zu sein, wie es nach ihrer Meinung wol hätte sein sollen.

An jenem Nachmittage wenigstens waren Beide nicht in guter Laune.

„Das wird wieder eine nichtswürdige Nacht werden," brummte der Vater.

Er stand an seinem Fenster, rauchte behaglich aus einer langen Pfeife und sah finster auf die Chaussée hinaus.

„Es ist die Nacht auf Donnerstag," bemerkte die Tochter.

Sie saß an ihrem Fenster und strickte und hatte auf der Fensterbank zwei aufgeschlagene Bücher vor sich liegen; das eine waren Schillers Gedichte, in denen sie nicht las, das andere war ein Roman von Karl Gottlob Cramer, in dem sie sehr eifrig las.

Der Vater erwiderte brummiger:

„Auch das, da kommen regelmäßig die zweihundert Kohlenwagen. Aber ich meinte, die Kirchmeß da

unten in dem Dorfe. Da wird man die ganze Nacht kein Auge zumachen können."

Die Tochter zuckte die Achseln.

„Sie haben es so gewollt, Vater."

„Hätte ich gewußt, daß es in diesem verdammten Lande so aussähe!"

„Aber Sie kannten es ja vorher."

„Der Teufel hatte mich verblendet."

„Sie meinten, hier ein Leben führen zu können, wie der Gott in Frankreich, und in ein paar Jahren wären Sie ein reicher Mann dabei, und um mich würden sich die jungen Leute nur so reißen —"

„Das meintest Du."

„Und nun sitze ich hier in dieser Wildniß, wie eine einsame Waldrose, die ihr Leben vertrauert und verblüht, und als alte Jungfer zuletzt stirbt."

„Sterben müssen wir Alle."

„Aber als alte Jungfer! Ach, wären wir in Wriezen an der Oder, oder gar in Berlin geblieben."

„Wer hätte," knurrte der Vater, „das auch denken können, daß das Volk hier so schlechte Gesinnungen hat. In den Jahren Vierzehn und Fünfzehn wollten sie sich um uns reißen, und jetzt —"

„Und jetzt," fiel die Tochter, ärgerlicher werdend, ein, „und jetzt kümmert sich kein Mensch um uns. Der einfältige Krämerssohn in Brünninghausen wollte nicht einmal mit mir tanzen."

„Und in unsere Schenkstube kommt nur selten Einer, nur Fremde; die Einheimischen gehen in ihre schlechten Wirthshäuser.“

„Da sind sie unter sich. Denn das ist es, Vater, das Volk hier hat keine Bildung und deshalb schämen sie sich vor uns. Und darum meiden sie uns, und darum —. Worauf sieht denn so ein Mensch hier, wenn er heiratet? Auf eine zierliche Gestalt? Auf ein feines Gesicht? Gott behüte; auf recht grobe Knochen, recht breite Fäuste. Gott soll Einen bewahren vor solchen Freiern.“

Die Dame lachte laut auf und zerriß vor Aerger den Faden, an dem sie strickte.

„Ich begreife nur Eines nicht,“ hob der Vater wieder an. „Warum noch immer so viele Beamte aus den alten Provinzen sich hieher versetzen lassen.“

„Na, sie sind auch danach!“ rümpfte die Tochter ihre hübsche Stutznase.

„Freilich.“

„Drüben hätten sie noch jahrelang herumlaufen können, ohne es zu etwas zu bringen. Und doch sind sie so hochmüthig hier! Anstatt daß sie mit uns, ihren Landsleuten, zusammenhalten sollten, sehen sie einen nicht einmal an. Da ist der lange Kammergerichts-Assessor in Dortmund. Als ich in Berlin bei der Frau Majorin war, da war ich ihm seine liebe Mamsell Dorette vorn und theure Mamsell Dorette hinten.

Ach, liebe Mamsell Dorettchen, Sie kennen ja den Geheimrath aus dem Justizministerium; Sie könnten wol ein gutes Wort für mich bei ihm einlegen. — Und jetzt? Jetzt will er mich nicht kennen, der Undankbare. Wie entsetzlich dumm ist er aber auch!"

„Ja, ja, dumm soll er sein," bestätigte der Vater. „Darüber klagt auch unser Landrath."

„Der? Der könnte auch schweigen!"

„Was hast Du gegen ihn?"

„Ist er nicht immer so steif, so zugeknöpft, sagten die Kammergerichts-Referendarien in Berlin."

„Er ist ein Ehrenmann, und ein pflichtmäßiger, strenger Beamter."

„Und hochmüthig, wie die Anderen."

„Heda!" rief draußen am Fenster kurz, beinahe befehlend, eine Stimme.

Der Einnehmer sah nach dem Rufenden. Sein Gesicht färbte sich dunkelroth. Ein Fuhrknecht hielt mit einem leeren Ackerwagen auf der Chaussée.

„Da ist wieder einer von dem groben Volke," rief zornig der Unterofficier. „Thun sie nicht, als wären sie die Herren, und die Beamten ihre Bedienten? Da steckt es. In diesem Lande hat das Volk keine Gesinnung, keinen Gehorsam, keinen Respect vor der Obrigkeit."

„Heda, Einnehmer, wird's bald?" rief der Knecht.

„Brennt's?" fragte ruhig der Einnehmer.

Der Andere fluchte. Der Einnehmer stempelte einen Chausséezettel, legte ihn in den Lederbeutel seiner langen Barrièrestange, reichte ihn hinaus durch das Fenster und erhielt auf demselben Wege das Chausséegeld zurück. Er nickte dem Fuhrmann zornig zu, daß es richtig sei. Dieser fuhr, freundlich grüßend, weiter; der gutmüthige Westfale hatte den Zorn über den Aufenthalt längst vergessen.

Die Dame hatte unterdeß zwar keinen Aerger, aber einen kleinen Schreck gehabt.

Die Barrièrestube hatte nicht blos jene zwei Fenster nach der Chaussée hin, sie hatte noch ein drittes nach der Seite, nach dem Walde und einem schmalen Wege, der aus dem Wald in die Chaussée führte.

Während der Einnehmer mit der Abfertigung des Fuhrmannes beschäftigt war, war plötzlich, schnell wie ein dunkler Nachtschatten, ein fremdes Gesicht an dem dritten Fenster vorübergehuscht, im Vorbeistreifen einen unheimlichen Blick in das Zimmer werfend.

„Gott steh mir bei!“ rief die Dame erschrocken.

In demselben Augenblicke wurde schon rasch, aber leise die Thüre der Stube geöffnet.

Eine zerlumpte Gestalt, ein alter, dürrer Mensch, mit einem erdfahlen, aufgedunsenen Gesichte trat in die Stube. Seine verschleierten Augen, die man nur schimmern sehen konnte, wie eine Eidechse, die durch

graues Laub streift, glitten durch die Stube. Er trug eine große Flasche in der Hand.

„Für vier Groschen Schnaps!" sagte er mit rascher, heiserer Stimme. Er legte das Geld auf den Tisch.

Die Dame Dorette war von neuem erschrocken; sie nahm zitternd die Flasche des Menschen und füllte sie.

Er entfernte sich mit der gefüllten Flasche rasch und leise, wie er gekommen war.

Der Einnehmer sah ihn fast erst in dem Momente, als er wieder verschwand. Er stutzte.

Dame Dorette schüttelte sich.

„Gott steh mir bei, was war das für ein Gesicht!"

Der Einnehmer war nachdenklich geworden.

„So habe ich sie im Zuchthause zu Spandau gesehen, wenn ich die Wache dort hatte."

Die Stubenthür ging wieder auf. Dame Dorette wollte wieder zusammenfahren, aber sie machte ein sehr freundliches, süßes Gesicht. Ein großer, hübscher Mann trat ein, etwa einige dreißig Jahre alt. Eine Dienstmütze, blau mit rothem Rande, zeigte, daß er Beamter war.

„Guten Tag, Herr Einnehmer. Guten Tag, Mamsell."

Dem Manne reichte er die Hand; vor der Dame verbeugte er sich leicht, aber höflich. Der alte Unterofficier schüttelte die Hand.

„Guten Tag, Herr Landrath.“

Dame Dorette verneigte sich tief erröthend.

„Ihre Dienerin, Herr Landrath.“

Gleich darauf war sie doch auf einmal sehr erschrocken. Warum, konnte man bald errathen.

„Ach, Herr Landrath, wie habe ich mich erschreckt. Wir wohnen hier so einsam in dieser romantischen Wildniß. Und denken Sie sich, da schleicht hier soeben ein Mensch herein, der aussah, gerade als wenn er aus dem Walter Scott käme.“

„Und was wollte der Mensch?“

„Für vier Groschen Schnaps!“

„Er bezahlte doch?“ fragte der Landrath.

„Ja. Aber denken Sie sich. Er kam Ihnen herangeschlichen, erst unter dem Fenster da vorbei, dann, ehe ich mich umsehen konnte, durch die Thür dort. Ich sage Ihnen, wie aus dem Walter Scott. Mich schaudert noch, wenn ich daran denke.“

Auch der Landrath war nachdenklich geworden.

„Aus dem Walter Scott wird der Mensch nun wol nicht entsprungen sein, Mamsell, aber wahrscheinlich aus dem Zuchthause.“

Dame Dorette schauderte noch einmal.

„Und der Mensch war hier! Ja, ja, als er mir die Schnapsflasche gab, leuchteten seine Augen ordentlich blutgierig.“

„Herr Einnehmer,“ sagte der Landrath ernster,

„ich komme heute, wenn auch nicht dienstlich, doch in einer dienstlichen Angelegenheit, zu Ihnen. Und diese betrifft gerade die Sicherheit der Gegend."

„Gott stehe mir bei, Herr Landrath. Und wir wohnen hier so allein, so ganz allein, so, um mit dem unsterblichen Schiller zu sprechen, wie ein paar einsame Waldrosen."

Sie hob die aufgeschlagenen Schiller'schen Gedichte auf, damit der Landrath sie sehen solle. Und eine halbe Stunde vorher war er ihr einfältig und hochmüthig gewesen, wie die Anderen. Sonderbarer Widerspruch in der Natur einer alten Jungfer, freilich auch des Mädchens von sechzehn Jahren.

„Schweig, Dörte, wenn es sich um Dienstsachen handelt," befahl strenge der Vater.

Sie wendete sich mit einem wüthenden Gesichte ab und setzte sich mit einem leidenden an ihr Fenster, strickend und in dem „unsterblichen Schiller" lesend.

„Seit einigen Tagen," fuhr der Landrath fort, „will man verdächtige Personen hier im Ardey bemerkt haben. Nicht von der Art, wie der Mensch, der soeben hier bei Ihnen gewesen ist. Von ihm höre ich heute zum ersten Male. Allerdings ist gestern die Nachricht eingetroffen, daß zwei schwere, zu lebenswieriger Haft verurtheilte Verbrecher aus dem Zuchthause zu Werden entsprungen seien; allein sie sollen ihre Richtung nach dem Oberbergischen genommen haben,

wo auch ihre Heimat ist. Gleichwol wäre es nicht unmöglich, daß sie vorläufig in dem einsamen und weitläufigen Ardey ein Unterkommen gesucht hätten. Ich werde jedenfalls die Gendarmerie darauf aufmerksam machen, und mir nachher von Ihnen das Signalement des Menschen geben lassen, der bei Ihnen war. Heute beschäftigen mich besonders andere Individuen. — Sind Ihnen die Verhältnisse des Wasenmeister Baumann genauer bekannt? Sie sind sein nächster Nachbar."

„Er ist mein nächster Nachbar," antwortete der Einnehmer. „Aber er wohnt eine Viertelstunde von hier, und ich habe nie ein Wort mit dem Menschen gesprochen. Ich weiß von ihm nur, was alle Welt von ihm weiß."

„Und dies?"

„Ist sehr wenig. Ihn sieht man selten, nur wenn er seinem Geschäfte nachgeht. Er hat zwei Frauenzimmer bei sich, seine Frau und seine Schwester, wie es heißt; ich habe sie noch gar nicht gesehen."

„Die Schwester soll irrsinnig sein?"

„So sagt man. Von Leuten, die hier einkehrten, habe ich auch wol gehört, daß die Irre von dem Bruder sowol als von der Schwägerin unter sehr strenger Aufsicht gehalten werde, namentlich auch so, daß sie mit Niemand sprechen könne."

„Tobt sie nicht bisweilen?"

„Ich habe nie davon gehört.“

„Hat sie nicht auch Fluchtversuche gemacht?“

„Auch davon habe ich nichts erfahren.“

„In der vorgestrigen Nacht will man vieles, sonderbares Rufen und Schreien im Ardey gehört haben, in der Nähe des Baumann'schen Hauses.“

„Ich habe nichts vernommen. Es war freilich das starke Gewitter.“

„Haben in jener Nacht keine Wagen oder Reiter die Barrière passirt?“

„Kein einziger. Ich müßte es wissen; ich hatte den Baum niedergelassen.“

„Konnte man nicht neben dem Baum vorbeikommen?“

„Ein Reiter allenfalls, ein Wagen nicht.“

„Sonderbar. Und doch will man Wagen, selbst Equipagen, in der Nähe auf der Chaussée gesehen haben.“

„Sie können die Barrière nicht passirt haben.“

„Wissen Sie von Niemand, mit dem der Wasenmeister Umgang hätte?“

„Von keinem Menschen.“

„Haben Sie auch, namentlich in der letzten Zeit, keine fremden, verdächtigen Menschen hier im Ardey bemerkt? Abgesehen von dem, der heute hier war.“

„Ich wüßte nicht. Pilger kommen schon seit beinahe sechs Wochen in Menge vorbei; aus den wei=

testen Gegenden her. Aber man kann sie nicht verdächtig nennen. Sie wissen, Herr Landrath, in den Monaten Mai und Juni wallfahrten jährlich Tausende von Menschen aus allen Weltgegenden zu dem Marienbilde in Werl, das die Leute für wunderthätig halten."

„Haben Sie Franzosen darunter bemerkt?" fragte rasch der Landrath.

„In diesem Jahre noch nicht."

„Früher also?"

„Ich glaube wol. Die Leute sollen vielfach tief aus Frankreich hieher pilgern. Sie kommen aber zu Fuße, und ich habe mich nie um sie bekümmert."

„Im vorigen Jahre waren viele Franzosen hier," fiel Dame Dorette in das Gespräch ein.

„Blos Pilger, Mamsell?"

„Sie kamen nur als Pilger."

„Und auch Sie haben in diesem Jahre noch keinen gesehen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Dennoch sollen seit einigen Tagen mehrere im Ardey herumstreifen."

„Franzosen?"

„Unter der Maske von Pilgern —"

„Gott steh mir bei, maskirt?"

„Aber in der That zu einem ganz anderen Zwecke.

— Mamsell, wären Sie so freundlich, mir einen Schoppen Wein zu besorgen?"

Die Dame sah, daß der Beamte sie absichtlich entfernen wolle; aber sie mußte gehen, widerwillig genug.

„Herr Einnehmer," sagte nach ihrer Entfernung der Landrath, „haben Sie nie von einer französischen Kriegskasse gehört, die im Jahre 1813 hier im Ardey vergraben worden ist?"

„Ich habe es für müßiges Geschwätz gehalten."

„Es ist eine Thatsache. Ich darf es Ihnen im Vertrauen mittheilen. Sie sind ein pflichtgetreuer, verschwiegener Beamter. Ich muß auf Ihre Hilfe in dieser Sache rechnen und daher muß ich Ihnen Vertrauen schenken. Die Regierung hat bestimmte Nachricht, daß im Jahre 1813, vor der Schlacht bei Leipzig, der Kaiser Napoleon sich bedeutende Gelder aus Frankreich nachsenden ließ, daß der Transport bis hier in den Ardey kam, aber erst nach jener Schlacht; daß die Kunde von der Schlacht ihn hier in dieser nämlichen Gegend traf; daß gleichzeitig auch schon Kosaken bis hieher und gar weiter, bis Hagen und Elberfeld vorgedrungen waren, und überall umherschweiften; endlich, daß die Gelder nicht weiter gegangen, aber auch nicht zurückgekehrt sind. Das alles weiß die Regierung; aber wo das Geld geblieben, das ist unbekannt. Zwischen Unna und Herdeke muß es irgendwo liegen, im Ardey, von den Transporteurs vergraben. Den Ort,

die Stelle, wo es verborgen ist, würde man vergeblich suchen. — Nun aber sollen seit einigen Tagen, geheimnißvoll und verdächtig, Franzosen im Ardey umherschleichen. Man will sie bald hier, bald dort gesehen haben, im dichten Wald, zwischen Felsen, in Lichtungen. Wenn man sie gewahrt hatte, waren sie schon wieder verschwunden. Unzweifelhaft haben sie etwas gesucht. Sehr nahe muß es liegen, daß sie jene Kasse suchen. Sie selbst scheinen die Stelle, wo sie verborgen ist, nicht zu kennen. Sie gehören also wol nicht zu den Transporteurs selbst, obgleich auch diese den Platz, den sie damals in Eile und Verwirrung gewählt hatten, leicht vergessen haben können. Es ist auch möglich, daß die Transporteurs damals in die Hände und Lanzen der herumschweifenden Kosaken gefallen sind, aber irgend einem Kameraden oder Vorgesetzten ihr Geheimniß anvertraut hatten. Jedenfalls muß man ein genaues Augenmerk auf das Treiben jener Franzosen haben, die jetzt in der Gegend sind, und deshalb —.“

Der Landrath brach ab, indem Dame Dorette wieder eintrat.

Sie brachte den Wein. Sie brachte aber auch etwas Anderes, und darum war sie wol länger ausgeblieben und merkte so auch nicht, daß das Gespräch um ihretwillen abgebrochen wurde, oder es war ihr gleichgültig.

„Was man doch nicht alles in dieser sibirischen Wildniß erlebt,“ sagte sie lebhaft. „Da war eben die Botenfrau bei mir, die von Westhofen nach Unna geht, und erzählte mir eine Geschichte, wie sie in Lafontaine's Romanen nicht vorkommt. Denken Sie, da oben in dem Wirthshause an der Westhofener Landstraße hat auf einmal ein Vater, ein braver Italiener, seine Tochter wieder gefunden, die ein alter Schurke ihm entführt hatte. Und stellen Sie sich weiter vor, die Ehrvergessene will zu ihrem Vater nicht zurück; auch der Graf Lenhausen, der sich des armen Vaters angenommen hat, kann sie zur Rückkehr nicht bewegen.“

„Der Graf Lenhausen?“ fragte der Landrath. „Der alte oder der junge Graf?“

„Der junge Graf. Ich denke, der alte Graf lebt gar nicht in dieser Gegend.“

„Er ist seit einigen Tagen wieder hier; zwar noch nicht auf seinem Schlosse, es sollen da eigenthümliche Familienverhältnisse obwalten. Indessen, wissen Sie gewiß, daß der junge Graf Lenhausen bei der Entführungsgeschichte betheiligt ist?“

„Die Botenfrau versicherte es.“

„Dann wird um so dringender meine polizeiliche Hilfe nöthig werden. Der junge Graf scheint ohne schlechte Streiche kaum leben zu können.“

Der Landrath wollte aufbrechen. Er wurde zurückgehalten.

An dem Barrièrefenster hielt ein Reiter, der von Herdeke her kam.

„Herr Einnehmer, einen Zettel."

„Schon zurück, Herr Böhmker?"

„Ich war nur in der Nähe. Lieber Herr Einnehmer, Sie sind auch wol so gut, damit die Herrschaft sich nicht lange aufzuhalten braucht, einen Zettel für einen Kutscher mit vier Pferden bereit zu legen."

„Für wen, Herr Verwalter?"

„Für meine Herrschaft, den Grafen Lenhausen. Der Wagen wird in einer Stunde, vielleicht schon in einer halben, nachkommen."

„Sehr wol, Herr Böhmker."

„Sie sprechen von dem alten Grafen Lenhausen?" fragte der Landrath den Verwalter Böhmker.

„Ja wol, Herr Landrath."

„War der Herr Graf oben in dem Wirthshause an der Westhofener Landstraße?"

„Nein, Herr Landrath."

„Auch Sie nicht?"

„Ich bin ohne anzuhalten vorbeigeritten."

„Wissen Sie den augenblicklichen Aufenthalt des jungen Grafen Lenhausen?"

„Er wohnt auf Ellerburg."

Der Verwalter ritt weiter.

Wieder wollte der Landrath aufbrechen. Wieder wurde er aufgehalten.

Auf der Chaussée, und zwar gleichfalls auf der Seite von Herdeke her, kam der Ton mehrerer Stimmen näher. Sie sprachen in eigenthümlicher Weise schnell mit und durcheinander, ohne daß man gleichwol einen lebhaften oder gar aufgeregten Ton wahrnehmen konnte. Bald unterschied man, daß sie Französisch sprachen.

Mehrere Männer wurden gleich darauf sichtbar. Es waren die Sprechenden.

Der Landrath blieb.

Die Fremden standen vor dem Chausséehause still. Sie beriethen sich eine halbe Minute unter einander. Dann gingen sie sämmtlich in das Haus, und in die Barrièrestube, die zugleich Schenkstube war.

Sechs Männer traten in die Stube. Einer von ihnen war schon ältlich, mit grauen Haaren, einem starken grauen Schnurrbarte, einem noch festen Gesichte. Die anderen waren in ihren besten Jahren, in den Dreißigern, in den Vierzigern. Alle, auch der Greis noch, waren kräftige Gestalten. Einige von ihnen konnten eine militairische Haltung nicht verleugnen, besonders der Greis, der ganz das Aussehen eines alten Unterofficiers hatte. Nach ihm am meisten der Jüngste der Gesellschaft, im Anfange der Dreißiger stehend, gewandt, lebhaft, mit einem hübschen Gesichte

und klugen Augen. Dieser schien auch der Führer zu sein. Er war zuerst in das Haus getreten, er trat zuerst in die Stube.

Alle sechs Männer waren ziemlich gleich gekleidet, sie trugen kurze blaue Kittel, braune Filzhüte, graue Kamaschen. Man konnte sie für kleine Handwerker oder Landleute halten, wie man sie damals nicht selten aus Frankreich nach dem Muttergottesbilde in Werl wallfahrten sah.

Sie waren müde. Sie ließen sich auf den Bänken um den langen Tisch in der Stube nieder. Der Jüngere mit dem hübschen Gesichte und lebhaften Auge, der den Führer gemacht hatte, sorgte auch ferner für sie. Er wendete sich an Dame Dorette:

„Wäre Mademoiselle so gütig, uns eine Flasche Wein zu besorgen?"

Er sprach in ziemlich gutem Deutsch und sehr höflich.

Dame Dorette ging, das Verlangte zu holen.

Die Franzosen machten es sich unterdeß bequem.

Der Landrath begann mit dem Einnehmer ein Gespräch, so leise, aber auch dem Schein nach so gleichgültig, wie möglich.

„Haben Sie die Menschen schon hier gesehen?"

„Ich erinnere mich keines einzigen von ihnen."

„Achten Sie genau auf sie, auf ihre Blicke und Bewegungen. Und wenn Sie eine passende Gelegen=

heit finden könnten, wollten Sie nicht ein Gespräch mit ihnen anknüpfen? Nach ihrer Heimat, wie lange sie schon in Deutschland sind, ob sie Soldaten waren, fragen?"

„Ja, ja," erwiderte beinahe eifrig der Einnehmer.

Dem alten preußischen Unterofficier war schon gleich beim Eintreten der Fremden in die Stube der alte Mann aufgefallen, der so ganz das Aussehen eines französischen Unterofficiers hatte.

Und der alte Franzose hatte auch auf ihn neugierige Blicke geworfen.

Beide schienen Einer von dem Andern mehr zu wissen, mit einander sich messen, vielleicht noch einmal sich messen zu müssen.

Das war keine Ahnung irgend eines vorirdischen Begegnens. Das war das bestimmte Bewußtsein, daß sie in heißer Schlacht schon einander gegenübergestanden hatten, wenn auch vielleicht Keiner den Anderen von Angesicht zu Angesicht gesehen haben mochte. Sie waren Feinde gewesen; sie waren es wahrscheinlich in ihrem Innern noch. Aber sie waren trotzdem Verwandte, in Muth, in Tapferkeit, in Entbehrung und Anstrengung, in Kriegsglück und Kriegsunglück. Wie hätten die alten, braven Unterofficiere kalt und fremd an einander vorübergehen können?

Dame Dorette kam mit Wein und Gläsern zurück.

Der hübsche junge Mann schenkte ein.

Alle tranken, aber nur sehr wenig. Blos der alte Unterofficier leerte sein Glas in einem Zuge und strich dann zufrieden die zurückgebliebenen Tropfen aus dem großen grauen Schnurrbarte.

„Wäre Mademoiselle," sagte der junge Franzose wieder sehr höflich, „auch so gütig, uns etwas Wasser zu besorgen? Ihr Wein ist gut, aber wir sind es so gewohnt."

Dem hübschen höflichen Franzosen mußte Dame Dorette nothwendig antworten.

„O, ich weiß das," sagte sie. „Sie waren schon einmal hier."

Der Franzose wurde etwas verlegen, aber er faßte sich schnell.

Die Anderen bemerkten seine Verlegenheit. Sie schienen unruhig zu werden, um so mehr, da sie die Sprache, in der geredet wurde, nicht verstehen mochten. Sie beherrschten ihre Unruhe.

Der alte Unterofficier schien weder Worte noch Mienen beachtet zu haben. Er hatte sich sein Glas wieder gefüllt und starrte, wie in alte Zeiten und alte Erinnerungen verloren, bald in das Glas, bald nach dem alten preußischen Unterofficier hinüber.

„Mademoiselle erinnert sich meiner noch?" fragte der junge Mann die Dame Dorette.

„O gewiß. Sie waren schon im vorigen Jahre hier. Sie waren in Werl gewesen."

„Ja, ich hatte eine Wallfahrt gemacht."

„Sie waren zweimal hier im Hause."

„Es ist möglich."

„Sie sind wohl wieder auf der Wallfahrt?"

„Ja, Mademoiselle."

„Sie sind sehr fromm. — Aber ich vergesse beinahe das Wasser."

„Ah, Mademoiselle, dürfte ich zugleich um eine zweite Flasche Wein bitten?"

Dame Dorette ging wieder sehr vergnügt.

„Wie höflich," sagte sie zu sich selber, „sind doch diese Franzosen gegen die groben Westfalen!"

Sie kehrte mit dem Wein und Wasser zurück.

Die Franzosen vermischten in ihrer Gewohnheit der Mäßigkeit den Wein mit dem Wasser. Nur der alte Unterofficier nicht. Er, der so viel und so oft hatte entbehren müssen, schien dann, wenn er es haben konnte, der kräftigeren Mittel zu seiner Stärkung zu bedürfen.

Der alte Einnehmer nahte sich dem Tische.

„Ein beschwerliches Marschiren in dieser Hitze," sagte er.

Er wendete sich an den Tisch überhaupt.

Nur der junge Franzose antwortete ihm. Die Anderen schienen die Worte nicht verstanden zu haben. Der alte Unterofficier hatte gar nicht aufgeblickt; die Uebrigen sahen auf ihren jungen Begleiter, als wenn sie von ihm eine Beantwortung erwarteten.

„Wir sind an die Hitze schon gewöhnt," war die Antwort des jungen Mannes.

„Sie kommen wol weit her?"

„O ja, sehr weit."

„Marschiren wol schon Ihre vierzehn Tage?"

„So ungefähr."

„Sie kommen doch aus Frankreich?"

„Ja, mein Herr."

„Aus welcher Gegend, wenn ich fragen darf?"

„Aus der Vendée."

„Sind nicht wol einige von ihnen Soldaten gewesen?"

Der Franzose hatte immer mit gleicher Höflichkeit geantwortet. Jetzt schien er zu stutzen. Er zögerte mit der Antwort.

„Ich frage nicht aus bloßer Neugierde," sagte der ehrliche alte preußische Unterofficier. „Ich war auch Soldat. Ich habe die Feldzüge gegen Ihren Kaiser in den Jahren 1813 bis 1815 mitgemacht."

„Ah!" rief unwillkürlich der junge Franzose.

Der alte französische Unterofficier aber ergriff heftig sein Glas und that einen langen Zug daraus. Er mußte doch wol Deutsch verstehen.

Der alte Preuße war in Eifer gerathen.

„Ich war mit in Paris," sagte er. „Zweimal."

Der junge Franzose antwortete nicht. Er warf nur einen bedenklichen Blick auf seinen alten Gefährten.

An der Stirne des alten französischen Unterofficiers schwoll eine dunkle Ader an.

„Zweimal,“ wiederholte der alte Preuße. „Einmal am 31. März 1814, das zweite Mal im Juni 1815, nach der Schlacht bei Belle-Alliance.“

Der alte Franzose stieß sein Glas auf den Tisch, daß es klirrte. Sein ganzes Gesicht wurde dunkelroth. Der junge Mann warf ihm einen bittenden Blick zu. Es war vergebens. Der Alte erhob seine Stimme. Sie zitterte; aber er sprach desto stärker und heftiger.

„Sage ihm,“ rief er in französischer Sprache dem jungen Manne zu, „sage ihm, daß ich nicht blos zweimal, daß ich zwanzigmal mit den Armeen des großen Kaisers als Sieger in Deutschland gewesen bin, in Berlin, in Potsdam, in Königsberg, in Tilsit —“

Der junge Mann blieb ruhig.

„Alter Vater Beaupré,“ sagte er, gleichfalls in französischer Sprache freundlich zu seinem aufgeregten Gefährten, „ich glaube, Ihr habt den Herrn unrecht verstanden, wenn Ihr meint, daß er Euch hätte beleidigen wollen. Erlaubt, daß ich ihn frage, zu welchem Zwecke er seine Worte gesprochen hat.“

Der alte Preuße hatte auf seinen Feldzügen genug Französisch gelernt, um sowol die heftige Rede des alten, wie die ruhige Antwort des jungen Franzosen zu verstehen. Er mochte fühlen, daß er zu weit gegangen war, daß er herausgefordert hatte, gar Fremde,

in seinem eigenen Hause. Der brave Mann wurde roth. Man sah, wie er den Entschluß faßte, sich zu mäßigen.

„Mein Herr," sagte der junge Mann zu ihm, „darf ich Sie fragen, in welcher Armee Sie dienten?"

„In der preußischen," antwortete der Einnehmer, und er konnte trotz seines Vorsatzes der Mäßigung nicht ohne großen Stolz antworten.

In dem Gesichte des alten Franzosen zuckte es, ein Beweis, wie sehr der Preuße Recht hatte, stolz zu antworten.

„Wolan, mein Herr," fuhr der junge Franzose fort, „so werden Sie gewiß Gelegenheit gehabt haben, die Tapferkeit des französischen Soldaten zu bewundern."

„Gewiß, gewiß," rief der Preuße. „Ich denke, wir Preußen haben den Franzosen gezeigt, daß wir gute Soldaten sind. Wir haben aber auch in allen Schlachten die Franzosen als tapfere und brave Soldaten kennen gelernt."

Das Gesicht des alten Franzosen erheiterte sich.

„Mein alter Freund hier," sagte der junge Franzose, „hat über zwanzig Jahre in unserer großen Armee gedient."

„Fünfundzwanzig Jahre," rief lebhaft in schlechtem, aber verständlichem Deutsch der alte Franzose.

„Und ich," rief nicht minder triumphirend der alte Preuße, „war dreißig Jahre Soldat. Ich war Sergeant!"

„Und ich war Unterofficier in der kaiserlichen Garde!“

Die beiden alten Unterofficiere waren in Feuer gerathen. Es war, als wenn etwas von dem alten Schlachtenfeuer über sie gekommen wäre. In dem Barrièrehause da oben an der einsamen westfälischen Chaussée mußte es nur in anderer Weise brennen.

Der Franzose sprang auf.

Der Preuße reichte ihm die Hand hin.

Jener griff zu.

Sie schüttelten einander kräftig die alten feindlichen Fäuste.

„Dörte, noch ein Glas und noch eine Flasche!“

Dame Dorette eilte, trotz ihres Zornes über die „Dörte“. Wie oft hatte sie ihren Vater belehrt, daß der Name wol für ein Berliner Dienstmädchen „für Alles“, nicht aber für ein gebildetes Mädchen passe. Wenn der alte Mann in Eifer gerieth, vergaß er es wieder.

Der Landrath sah in die neue Verbrüderung etwas besorgt hinein. Kamen die beiden alten Soldaten in ihre Kriegsgeschichten, so war von Ermittelungen in Betreff der vergrabenen Kasse schwerlich noch die Rede. Wie leicht gar konnte, namentlich im Angesichte der neubestellten Weinflasche, der alte Einnehmer ein Wort fallen lassen, durch welches selbst das Geheimniß compromittirt wurde, das er dem alten Manne anver=

traut hatte. Um so mehr durfte er übrigens sich nicht entfernen.

Nicht minder besorgt schien von der andern Seite der junge Franzose geworden zu sein. Er suchte mit einer eigenthümlichen Aengstlichkeit nur einen einzigen Blick des alten Unterofficiers von der kaiserlichen Garde aufzufangen, nur um ihm einen einzigen Wink zu geben. Er wechselte verlegene Blicke mit seinen anderen Gefährten.

Die beiden alten Soldaten waren nur mit ihren Heldenthaten beschäftigt, die sie einander mittheilen, auf die sie anstoßen, trinken, sich immer mehr in Eifer und in Feuer trinken mußten.

„Waren Sie mit in Rußland, Kamerad?" fragte der Preuße.

„Ja, mein Kamerad. Aber auch an den Pyramiden, auf der Brücke zu Lodi, in den Pyrenäen."

Der Franzose hatte keine Schlacht genannt, deren Name den Preußen hätte verletzen können.

„Und wo waren Sie?" fragte er den Preußen.

Der brave preußische Unterofficier wurde verlegen; er hatte in seiner ganzen langen Dienstzeit eben nur gegen Franzosen gefochten.

„Ich war bei Jena," sagte er, „bei Eylau, bei Friedland. Ich war aber auch bei Leipzig, bei Belle-Alliance, am Montmartre."

Daß er zweimal in Paris gewesen sei, wiederholte er nicht.

Der Franzose war doch schon empfindlich geworden.

„Bei Jena war ich auch,“ sagte er, „und auch vor Magdeburg, das uns so schändlich übergeben wurde.“

„Wir nahmen Valenciennes, Charleroi, Maubeuge.“

Die Gemüther erhitzten sich mehr. Eines jeden eigener Stolz trat gebieterischer heraus.

„Ich war in dem besiegten Berlin,“ rief der Franzose.

„Und ich war zweimal in Paris,“ sagte jetzt der Preuße.

„Diable, und ich habe schon im Jahre 1807 die Ehre gehabt, die Victoria von dem Brandenburger Thore aus Berlin nach Paris zu transportiren.“

„Und ich hatte die Ehre, sie im Jahre 1814 von Paris nach Berlin zurückzubringen.“

„Ueber diesen Berg, auf dieser nämlichen Chaussée führten wir sie.“

„Ueber diesen Berg kamen Sie auch, als Ihre Armee bei Leipzig völlig aufgelöst war.“

„Mein Corps war bei Leipzig nicht aufgelöst.“

„Aber wol hier! Gerade hier in dieser Gegend.“

„Unser Rückzug war auch hier ein geordneter.“

„Ein heimliches Schleichen durch Gebirgsschluchten nennen wir Preußen keinen geordneten Rückzug.“

„Kein Preuße wagte es ja, uns bis hieher zu verfolgen.“

„Es war nicht nöthig, ungeordnete Haufen zu verfolgen, die ihre Bagage, selbst ihre Waffen von sich werfen mußten.“

„Kein braver Franzose hat jemals seine Waffen von sich geworfen.“

„Sogar Ihre Kranken mußten Sie zurücklassen.“

„Wir überließen sie dem allgemeinen menschlichen Mitleiden.“

„Ihre Artillerie.“

„Wir vernagelten sie.“

„Ihre Kriegskasse!“

Der Landrath wurde unruhig.

Der junge Franzose wurde leichenblaß.

Der alte Franzose fuhr auf einmal auf. Es war, als wenn er aus einem Rausche erwache. Er erwiderte nichts.

„Eine große Kasse!“ rief lauter der Preuße.

Der alte Franzose war ganz nüchtern geworden.

„Ah,“ sagte er höhnisch, „welchem Glücklichen ist sie denn in die Hände gefallen?“

Der junge Franzose athmete auf.

Dem Landrath wurde heißer.

„Noch hat Niemand sie gefunden,“ antwortete der Preuße.

„Und dennoch weiß man von ihr?“

„Man spricht schon seit dem Jahre 1813 davon.“

„Ah, das ist es? Hören Sie, alter Kamerad, haben Sie schon von einem Rückzuge gehört, ohne daß man Ihnen auch das Märchen von einer großen, im Gebirge oder im Sumpfe vergrabenen Kriegskasse erzählt hätte? — Aber es wird Zeit, Freund François, mein Bursch, daß wir wieder aufbrechen. Die Hitze hat nachgelassen, und wenn wir morgen unter den Ersten sein wollen, die der heiligen Muttergottes ihre Ehrfurcht bezeigen, so dürfen wir nicht zu spät in Werl eintreffen.“

Er erhob sich. Mit leichten Herzen folgten seine Gefährten seinem Beispiele.

Der junge Franzose bezahlte an Mamsell Dorette die Zeche.

„Wie glücklich sind Sie, Mademoiselle,“ sagte er dabei galant, „den Lebensabend eines so braven Vaters zu erheitern, und wie glücklich muß Ihr Vater sich in der Gesellschaft und unter der Sorge einer so liebenswürdigen Tochter fühlen.“

Die liebenswürdige Tochter erröthete; aber die einsame Waldrose seufzte doch über ihr gepriesenes Glück.

Die beiden alten Unterofficiere schüttelten einander noch einmal die Hände, aber diesmal nur höflich, nicht mehr herzlich.

Mit höflichen Grüßen verließ der ganze Trupp Franzosen die Stube.

Sie schlugen den Weg nach Unna und Werl ein.

Der Landrath sah ihnen gedankenvoll, mit einer gewissen Befriedigung nach. Die Unterredung der beiden Unterofficiere, wie sehr er sie auch in ihrer feurigen Entwicklung gefürchtet, hatte ihm doch manches Anzeichen geliefert, aus dem er glaubte schließen zu dürfen, daß er mit seinen Vermuthungen auf keiner falschen Spur war.

Er wurde in seinen Betrachtungen gestört.

Auf der andern Seite der Chaussée von Hagen nach Herdeke her vernahm man das Rollen eines eilig nahenden Wagens.

„Es wird die Equipage des Grafen Lenhausen sein, die der Verwalter Böhmker ankündigte," meinte der Einnehmer.

Er legte den Chausséezettel für einen Wagen mit vier Pferden zurecht. Aber er mußte ihn wieder zurücklegen und einen anderen stempeln. Eine herrschaftliche Equipage hielt an der Barrière; sie war aber nur mit zwei Pferden bespannt.

„Das ist die Kutsche des jungen Grafen Lenhausen," sagte Dame Dorette. „Sie kam schon heute Vormittag vorbei."

Auf einmal erblaßte die Dame.

„Gott steh mir bei, was ist denn das?"

„Was hast Du?"

„Aber sehen Sie, Vater, den Wagen."

„Er ist verschlossen.“

„Heute Vormittag war er offen!“

„Offen oder verschlossen, er bezahlt dasselbe.“

„Aber heute Morgens saß der junge Graf darin, mit einem andern jungen Herrn. Und jetzt —“

„Sie werden wieder darin sein.“

„Nein, nein! Hinter dem Vorhange des Wagenfensters lauerte eben ein fürchterliches Gesicht.“

„Du träumst wol.“

„Das Gesicht des Wasenmeisters Baumann.“

„Du träumst. Wie wird der Graf den Menschen zu sich in seinen Wagen nehmen?“

„Der setzt sich über Alles weg. Es wird mir so unheimlich, Vater. — Was sagen Sie dazu, Herr Landrath?“

Der Landrath war schon früher aufmerksam geworden.

„Sie erweckten vorhin in mir den Verdacht eines schlechten Streiches, den der junge Graf Lenhausen da oben in dem Wirthshause ausführen könne.“

„Denken auch Sie daran, Herr Landrath?“

„Steht der junge Graf nicht mit dem Wasenmeister Baumann in Verbindung?“

„Er gebraucht ihn zu seinen schlechten Streichen.“

„Und Sie haben jetzt den Menschen in diesem Wagen gesehen?“

„Ich schwöre darauf. Und —. Aber hören Sie! Allmächtiger Gott, was war das?“

Aus dem Innern des Wagens, der auf der Chaussée halten mußte, um den Zettel zu empfangen, ertönte plötzlich ein Laut, wie ein schwacher, unterdrückter weiblicher Schrei.

„Das ist in der That verdächtig,“ sagte der Landrath.

„Aber bekomme ich denn bald einen Zettel?“ rief ungeduldig der Kutscher auf dem Bocke des Wagens.

Der diensteifrige Einnehmer wollte den Zettel hinausreichen.

„Lassen Sie den Schlagbaum nieder,“ befahl rasch und entschieden der Landrath.

Mit einem schnellen Ruck der Kette fiel der schwere Chausséebaum unmittelbar vor den Köpfen der Pferde nieder.

„Aber zum Teufel!“ rief überrascht der Kutscher.

„Kehr' um,“ befahl dringend eine Stimme im Wagen dem Kutscher.

„Es ist die Stimme des unheimlichen Menschen,“ sagte Dame Dorette.

„Der Wagen hält!“ befahl laut durch das Fenster der Landrath. „Im Namen des Gesetzes.“

Er begab sich auf die Chaussée.

Der Einnehmer folgte ihm, um ihm beizustehen, wenn es nöthig sei.

Dame Dorette folgte neugierig, aber nur bis an

die Thür des Chausséehauses. Sie hatte wol keinen Muth des Beistandes. Und doch sollte sie helfen müssen.

Der Kutscher war unschlüssig gewesen, ob er dem Befehle aus dem Innern des Wagens oder dem Befehle im Namen des Gesetzes folgen solle.

„Keinen Schritt zurück!" wiederholte der Landrath seinen Befehl, als er auf die Chaussée trat.

Auf einmal hörte man die jenseitige Thür des Wagens sich öffnen. Gleich darauf hörte man Jemand aus dem Wagen hinausspringen. Der Wagen verdeckte ihn. Aber indem der Landrath näher eilte, sah er die riesige Gestalt des Wasenmeisters Baumann im Begriffe, über den Chausséegraben zu setzen, um drüben in das Dunkel des dichten Waldes zu entspringen.

Der Mensch trug etwas im Arme; er trug es leicht wie eine Feder.

Der Landrath glaubte weibliche Kleidungsstücke zu erkennen.

„Halt!" rief er.

Der Mensch kümmerte sich nicht um den Ruf.

Der gewissenhafte Beamte stand keinen Augenblick an, ihm nachzusetzen.

Ein Anderer kam ihm zuvor.

Fast athemlos, aber dennoch wuthschnaubend, kam auf der Chaussée von Hagen ein junger Mensch dahergerannt, in blauem Kittel, das schöne Gesicht von

Schweiß triefend, die braunen Locken über die heiße Stirn weit zurückgestrichen.

Der Kittelmann Reinhold Stein stürzte auf den Wasenmeister zu.

„Ha, Hund, warst Du mir darum auf der Kirchmeß entgangen?"

„Francisca!" rief er dann, „ich bin da. Fasse Muth, mein Mädchen."

Er packte den Riesen in dem Augenblicke, als dieser über den Graben setzen wollte. Er warf den Menschen nieder.

Der Wasenmeister erhob sich. Seine Beute hatte er nicht fahren lassen. Er wollte mit ihr entspringen.

Noch einmal ergriff ihn der Kittelmann. Er mußte ihn derbe, mit ungewöhnlicher, mit gewaltiger Kraft ergriffen haben. Der Mensch sah ihn überrascht, verwundert an. Er wagte keinen Kampf. Er warf seine Beute von sich und entsprang in den Wald.

Der Kittelmann ließ ihn laufen. Er sah ihm kaum nach. Er warf sich in den trockenen Chausséegraben.

Dort lag die leichenblasse Löwenkönigin Francisca, die schönen Augen geschlossen.

Er hob sie auf; er nahm sie in seine Arme. Er ließ sich mit ihr am Rande des Grabens im Grase nieder. Er legte sie auf seinen Schooß, wie eine Mutter ihr Kind.

Der Landrath, der Einnehmer, die Dame Dorette waren zu ihm getreten.

Er kümmerte sich nicht um sie. Er sah nur das schöne, bleiche Mädchen in seinen Armen.

„Erwache, Francisca. Wache auf, mein Mädchen. Ah, die Schurken, wie sehr müssen sie Dich gequält und geängstigt haben, daß sie Deine starke Kraft so erschöpfen konnten. Wache auf! Ich bin ja wieder bei Dir."

Er sah die Dame Dorette.

„Mamsell, ein Glas frisches Wasser. Sie liegt in schwerer Ohnmacht, die Arme."

Mamsell Dorette sprang in der That eilig in das Haus und war in einer halben Minute mit einem Glase Wasser zurück. Sie half mitleidig die Ohnmächtige in das Leben zurückrufen.

Geschickter und liebevoller als sie, war der rohe Kittelmann Reinhold Stein.

Die Löwenkönigin schlug die Augen auf.

Sie sah sich in den Armen des jungen Mannes.

„Du, Du, Reinhold?"

„Du bist wieder bei mir, mein Mädchen."

„Du hast mich gerettet?"

„Ja, meine Francisca, und nun werde ich mich nie wieder von Dir trennen."

Die Augen des Mädchens leuchteten in seliger

Freude. In ihr Gesicht kehrte die natürliche, feine, zarte Röthe zurück.

„Ich hatte auf Dich gehofft, Reinhold, noch im letzten Augenblicke. Ich wußte, daß Du doch zur rechten Zeit bei mir sein würdest.“

„Von nun an immer.“

„Das waren abscheuliche Menschen, Reinhold. Zuerst der vornehme junge Herr. Dann der Filippo. Dann dieser große Unmensch dort. Ah, als der kam, hatte Keiner Muth mehr. Er konnte machen, was er wollte. Die Leute wichen mit Schrecken vor ihm. Er schleppte mich in den Wagen.“

„Ich weiß Alles, mein Mädchen. Erzähle jetzt nicht. Es greift Dich an.“

Sie schwieg in liebendem Gehorsam und legte sich fester an seine Brust.

Wie schwer seufzte vor dem schönen Bilde die einsame Waldrose! Sie hatte keines so erlebt, weder jetzt in diesem westfälischen Sibirien, noch früher in ihrem Dienste auf Avancement.

Auf einmal sprang der Kittelmann auf.

Ein Wagen, mit vier schönen Füchsen bespannt, fuhr heran. Er war, bei der Frische des bereits hereingebrochenen Abends, aufgeschlagen. Ein älterer, steifer Herr, eine ältere, blasse Dame, eine junge schöne Dame und noch ein junger Mann saßen darin.

Der Kittelmann erkannte sie, wenigstens den steifen Herrn und die beiden Damen.

Auch sie erkannten ihn.

Die junge Dame wurde etwas verlegen. Sie wußte nicht recht, ob sie zu ihm, als einem Bekannten, hinsehen solle oder nicht.

„Zum Teufel," sagte der Kittelmann halb laut für sich. „Eine vortreffliche hochgräfliche Familie. Ich rette die schöne Dame; zum Danke kennt sie mich nicht mehr. Freilich, der Herr Bruder hat mir ja schon vergolten. Ah, wartet, wartet."

Der Wagen hatte, um den Chausséezettel in Empfang zu nehmen, halten müssen. Er mußte um so länger halten, als der Einnehmer in das Barrièrehaus zurückkehren mußte, um den noch immer vorliegenden Chausséebaum wieder in die Höhe zu lassen.

Gräfin Therese Lenhausen hatte, um nach dem Kittelmann nicht hinsehen zu müssen, mit ihrem Nachbar im Wagen, Joseph Wernher, ein angelegentliches Gespräch begonnen. Waren alle Krusten, die um das Herz der aristokratischen Dame lagen, auf der Hohensyburg noch nicht gebrochen, oder konnte sie nur eine natürliche Antipathie gegen einen Menschen nicht überwinden, den sie so vielfach leichtsinnig und frivol gesehen hatte, obwol, vielleicht gerade weil sie ihm zum Danke verpflichtet war?

Wenn man plötzlich, an ganz etwas Anderes den=

kend, einen Menschen sieht, den man kennt, den man auch noch so oft gesehen hat, so erscheint einem das Gesicht im ersten Moment völlig fremd, und gerade in diesem fremden Gesichte entdeckt man nun Züge von Aehnlichkeiten, die man früher nie gewahrt hatte, die dem Auge oder der Aufmerksamkeit stets entgangen waren. So schien es auch der alten Gräfin Lenhausen zu ergehen, als sie auf einmal und unerwartet an dem einsamen Barrièrehause im Ardey in so eigenthümlicher Situation den Kittelmann wiedersah, in der Gesellschaft des bildschönen, feinen, fremden Mädchens, das Gesicht von der Hitze, von der Anstrengung der Verfolgung und von der Leidenschaft aufgeregt, und doch wieder so höhnisch nach dem Wagen, nach ihrem Wagen blickend."

„Mein Gott!" rief sie. „Welches Gesicht! Welche Aehnlichkeit! Ich bitte Dich, Alexis," fuhr sie leise zu ihrem Gemal fort, „sieh ihn Dir an. Findest Du denn gar nichts? Wenn er unser —"

„Ich begreife in der That nicht," sagte der alte Graf, der gleichfalls überrascht zu sein schien.

„Also auch Du jetzt, Alexis?"

Aber der steife Herr hatte nach etwas Anderem, er hatte nur nach der Equipage gesehen, die noch vor der seinigen an der Barrière hielt.

„Es ist sonderbar," antwortete er der Gräfin; „ganz unser Wappen."

„Wie? Wo?“ fragte die Dame.

„An dem Wagen dort. Es ist unbegreiflich.“

Einen Augenblick nachher begriff er.

Im Galopp kamen zwei Reiter herangesprengt, von einem Reitknechte gefolgt, der junge Graf Lenhausen und sein Freund Holthaus.

„Das ist er, das ist der freche, der schlechte Mensch!“ rief erbleichend die Löwenkönigin Francisca.

„Gott Lob, das ist er,“ sagte mit kalter Wuth der Kittelmann Reinhold Stein.

„Alle Teufel, Holthaus!“ rief der Graf Lenhausen. „Da hält mein Wagen noch. Und da ist das Mädchen! Und, Gott verdamm' mich, da ist der fremde Bursch, der Thierbändiger bei ihr, ihr Liebhaber. Und der Baumann ist nicht da! Hölle und Teufel, was ist das? Und wer ist in diesem zweiten Wagen?“

Er setzte wüthend seinem Pferde die Sporen ein. Er war in zwei Sätzen des edlen Thieres bei dem Wagen seiner Eltern. Er parirte sein Pferd. Er blickte in den Wagen.

„Karl!“ rief die alte Gräfin, wie von einem inneren Abscheu ergriffen.

„Mein Bruder!“ rief nicht angenehm überrascht die junge Gräfin.

„Ah, ich begreife,“ sagte der alte Graf. „Ihm gehört der Wagen.“

Der Kittelmann hatte die Löwenkönigin der Dame Dorette übergeben. Er ging zu dem Wagen.

„Ja, meine Gnädigsten, es ist Ihr theurer Verwandter, Ihr Sohn, Ihr Bruder. Aber bevor Sie ihn bewillkommnen und in Ihre Arme schließen — denn Sie haben ihn ja wol in langer Zeit nicht gesehen — erlauben Sie, daß ich ein paar Worte mit ihm spreche.“

Der junge Graf war doppelt überrascht.

„Eine verdammte Situation!“ sagte er. „Wer da heraus könnte!“

Aber er konnte nicht heraus.

Mit der ganzen äußeren Kälte einer wild flammenden innerlichen Wuth, wie vielleicht nur dieser sonderbare Mensch ihrer fähig war, stellte der Kittelmann Reinhold Stein sich vor den jungen Grafen. Seine Augen schossen vernichtende Blitze; sein Mund zuckte tödtlichen Hohn.

„Mein Herr,“ sagte er, „mein Herr Reichsgraf Karl von Lenhausen! Sie sind der elendeste, der feigste, der gemeinste Schurke. Sie wollten jenes reine, unschuldige, treue Mädchen mir stehlen. Selbst hatten Sie nicht Muth, das Verbrechen auszuführen, Sie Sproß aus einem so alten und so ritterlichen Hause! Sie verbanden sich mit dem Henker dazu, dem Sie freilich längst verfallen wären, wenn Ihre Niederträchtigkeiten schon den rechten menschlichen Richter gefun-

den hätten. Er mußte für Sie rauben. Sie hatten darauf nicht einmal den Muth, dem Räuber unmittelbar zu folgen. Welch ein erbärmlicher Schuft sind Sie! Eigentlich verdienten Sie, daß ich Sie vom Pferde risse, und zu meinen Füßen legte, und mit meinen Stiefelabsätzen Ihrem Gesichte, und mit Ihrer eigenen Reitpeitsche einem anderen Theile Ihres Körpers einen Denkzettel schriebe. Aber Ihre Mutter hier ist eine Dame, die ich heute zu achten gelernt habe, und Ihre gnädige Comteß Schwester hat mich die Dehors zu beachten gelehrt. Darum nicht jene Züchtigung. Aber eine andere Genugthuung will ich mir und Ihnen verschaffen. Uebermorgen früh um neun Uhr können Sie mich im Overweg'schen Hôtel in Soest treffen. Sie haben dort nur nach einem Menschen Namens Reinhold Stein zu fragen, der Ihnen alsdann, in welcher Weise Sie wollen, zu Diensten stehen wird. — Unterthänigster Diener, meine gnädigen Damen. — Fort, Kutscher, wenn Du Deinen Chausséezettel hast."

Er kehrte lachend zu der Löwenkönigin und zu der einsamen Waldrose zurück.

Der Graf und die Gräfin Lenhausen hatten in der Heimat ihrer Väter ihren Sohn begrüßt.

„Aber wer ist es?" fragte sich die unglückliche Mutter.

Viertes Kapitel.

Kind für Kind.

Die Sonne des fünfundzwanzigsten Juni stand schon hoch am Himmel. Was zu dem Stande der Arbeiter gehörte, hatte schon ein gutes Stück von seiner Tagesarbeit verrichtet und sehnte sich nach der ersten Rast und nach dem Imbisse. Was nicht arbeiten mußte, um sich, was vielmehr Andere arbeiten ließ, um ihm das Leben zu gewinnen, das lag überall, in Stadt und Land, noch in süßer Ruhe und schlummerte oder träumte; schlummerte oder träumte aber auch wol nicht, und wälzte sich vielmehr unruhig auf dem Lager; denn wie oft stört Ruhe und Schlaf etwas Anderes, als die Arbeit der Hände.

Das Schloß Ellerburg lag in einem weitläufigen, theilweise im englischen Geschmacke eingerichteten Park. Von der etwa eine Viertelmeile weit sich vorbeiziehenden Landstraße führte eine gerade dunkle Lindenallee zu dem Schlosse. Sie theilte sich vor diesem, so daß

sie einen großen grünen Rasenplatz kreisförmig umschloß. Durch ein großes, von Säulen getragenes Portal gelangte man in das Gebäude. Zunächst in eine weite hohe Halle. Sie durchschnitt die ganze Breite des prachtvollen Baues. Helle Corridors führten zu beiden Seiten in den untern Theil, eine breite, steinerne Doppeltreppe mit kunstvoll gearbeitetem eisernen Geländer in die oberen Theile des Hauses. Dem Eingangsportale gegenüber befand sich ein kleineres Thor, durch welches man auf der Rückseite des Schlosses unmittelbar in den Park gelangte.

Aus diesem kleineren Portale an der Rückseite des Schlosses trat Joseph Wernher.

Er hatte seit der Wiederbegegnung auf der Hohensyburg von der Familie des Grafen Lenhausen sich nicht getrennt. Die Gräfin und die Comteß Therese hatten ihn gebeten, mit ihnen nach Ellerburg zu fahren, von wo aus er sich ja nach dem zweihundert Schritte entfernten Ellbach begeben könne. Der steife alte Graf hatte der Bitte zugestimmt. So war er mit ihnen gefahren. Das Abenteuer und der Aufenthalt an der Barrière im Ardey hatte ihre Ankunft auf Ellerburg verzögert. Es war schon später Abend geworden, als sie dort eintrafen. Er hatte sich sofort auf das andere Ufer der Ruhr übersetzen lassen, um sich der Anweisung des ihm gewordenen Billets gemäß, noch am 24. Juni auf Schloß Ellbach zu melden.

Der Verwalter Böhmker hatte zwar bemerkt, er werde heute Abend den Baron Heiding nicht mehr sprechen, weil dieser sich am Abend sehr unwohl solle gefühlt, und daher sich wol schon werde zur Ruhe begeben haben; dies hatte ihn aber nicht zurückgehalten, und er hatte nur den Damen versprochen, nach Ellerburg zurückzukehren, wenn er in Ellbach nicht bleiben müsse. Er hatte dort nicht einmal Aufnahme gefunden. Der gnädige Herr schlafe schon und Niemand dürfe ihm mehr gemeldet werden, hatte ihm ein Bedienter gesagt. Der Name Joseph Wernher schien dem Diener nicht bekannt zu sein; eine Einladung, im Schlosse zu bleiben, wurde nicht ausgesprochen. Der junge Mann kehrte mit dem gräflichen Diener, der ihn hergeführt hatte, nach Ellerburg zurück. Demnach hatte Joseph Wernher auf Schloß Ellerburg die Nacht zugebracht.

Er sah, als er aus dem Portale trat, nach der Uhr, die sich in der hohen Kuppel oben auf der Mitte des Schloßdaches befand. Sie zeigte halb sieben Uhr. Er blickte dann um sich her, wohin er in dem großen Parke sich wenden solle. Er war auf einem halbrunden Perron, dessen Bogen überall mit Bäumen und Stauden des Südens in schneeweißen, glänzenden Kübeln besetzt war. Die Blüthen streuten wundervolle Düfte in die klare Morgenluft hinaus. Fahrwege und Fußpfade führten in Alleen und Bosquets. Der junge Mann schlug einen Fußpfad ein, der, zwischen

Blumenbeeten sich schlängelnd, ihn bald in ein dunkles Bosquet brachte.

Er ging tief in Gedanken. Er mochte wol über die Lage nachdenken, in der er sich befand; vielleicht auch über die Abenteuer, deren er schon nicht wenige in den paar Tagen bestanden hatte, die er erst auf rother Erde verbrachte; vielleicht über diese und über jene. Beide waren sonderbar genug, und standen mit einander in einer eigenthümlichen Verbindung. Zweimal war er unter ungewöhnlichen Umständen mit der Familie Lenhausen zusammengetroffen, mit derselben Familie, die in sehr naher, und doch ihm noch räthselhafter Beziehung zu dem Manne stand, von dem er eine Aufklärung, eine Entscheidung über sein Schicksal erwartete, gerade heute zu erwarten hatte. Denn daß er die Nachrichten, die er auf Schloß Ellbach in Empfang nehmen solle, nur von dem Besitzer des Schlosses selbst, dem Hauptmann von Heiding, erhalten werde, konnte ihm nach Allem nicht mehr zweifelhaft sein. Und dieser Hauptmann von Heiding war der Halbbruder des Grafen Lenhausen, in dessen Familie er sich jetzt befand, und lebte mit dieser Familie in einem gespannten, wenn nicht geradezu feindlichen Verhältnisse. Das war ihm aus Allem, was er erfahren hatte, klar geworden, mehr aber auch nichts, namentlich nicht der Grund der Spannung oder gar Feindschaft zwischen den nahen Verwandten.

Der junge Mann mochte auch noch über Anderes nachdenken, vielleicht mit noch größerem Interesse; denn er erröthete tief und wurde beinahe verlegen, als er an einer schattigen Stelle des Bosquets plötzlich vor der Gräfin Therese Lenhausen stand.

Die junge Dame saß in reizender Morgentoilette auf einer Bank. Auch sie schien in Gedanken verloren gewesen zu sein. Ihr schönes Gesicht trug Spuren von Unruhe, von Gram, und als sie unerwartet den jungen Mann vor sich stehen sah, zog sich eine leise Röthe über ihr Gesicht und ein leiser Seufzer quoll aus ihrer Brust. Dann schien auf einmal ein anderer Gedanke sie zu erfassen.

Sie reichte dem jungen Manne mit einer traurigen Freundlichkeit die Hand.

„Setzen Sie sich zu mir, Herr Wernher. Oder nein, begleiten Sie mich; lassen Sie uns in der frischen Morgenkühle eine Promenade durch den Park machen. Ich kenne ihn selbst noch nicht. Als ich ein kleines Kind war, mag mein Fuß ihn betreten haben, vielleicht mußte man mich damals gar noch tragen. Seitdem war ich nicht wieder hier."

Sie erhob sich; sie ging an der Seite des jungen Mannes tiefer in den Park, in das Bosquet hinein.

Gegen den Kittelmann Reinhold Stein war sie stolz, vornehm, zurückstoßend, selbst undankbar gewesen.

Warum war sie gegen den Fremden Joseph Wernher so gar nicht stolz, so freundlich, so vertraulich?

„Herr Wernher,“ fuhr sie fort, „könnten Sie mir Ihr Vertrauen schenken?“

„Warum nicht, gnädige Gräfin?“

„Nennen Sie mich Therese, ich werde Wernher zu Ihnen sagen.“

„Das wird sich nicht passen, meine Gnädige,“ erwiderte der ernste junge Mann.

„So nennen Sie mich Gräfin oder Comteß Therese.“

Der junge Mann besann sich einen Augenblick.

„Es sei,“ sagte er dann in seiner klaren, bestimmten und einfachen Weise.

„Sie könnten mir also auch Ihre Geheimnisse offenbaren?“

„Meine Geheimnisse gehören nur mir. Sie sind unschädliche, ungefährliche. Könnten sie aber auch anders sein, bei Ihnen, Gräfin Therese, wären sie immer gut aufgehoben.“

„Gewiß, gewiß,“ versicherte lebhaft die junge Dame. „Aber,“ fuhr sie zögernd fort, „meine Neugierde ist eine egoistische.“

„Das ist jede Neugierde.“

„Die meinige um so mehr, als sich ein wichtiges Interesse an sie knüpft.“

„Dann ist sie keine bloße Neugierde mehr.“

„In der That ist sie das nicht, und ich will auf=

richtig gegen Sie sein, so weit ich es sein darf. Auf unserer Familie liegt der Druck eines schweren Geheimnisses. Es kann nur gelöst werden durch den Mann in jenem Schlosse, der auch Ihnen ein Geheimniß Ihres Lebens lösen soll. Es soll gelöst werden, heute, an demselben Tage, an welchem auch Sie die entscheidenden Nachrichten über Ihr Schicksal zu erwarten haben. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, wie sehr ich auch die Unbilligkeit meiner Zurückhaltung fühle, in dem nämlichen Augenblicke, in welchem ich von Ihnen volles Vertrauen fordere."

„Fragen Sie, Gräfin," sagte der junge Mann.

„Was ist Ihnen über Ihre Familienverhältnisse bekannt?"

„Wenig; wenn Sie wollen, gar nichts," antwortete Joseph Wernher. „Nach meinen frühesten Erinnerungen lebte ich in einem Dorfe Widitten, nicht weit von der Ostsee, zwischen Königsberg in Preußen und Fischhausen. Ich lebte dort bei dem Dorfpfarrer, Heinemann hieß er. Ihm war ich als ganz kleines Kind überbracht worden, von einem fremden Manne, der den Pfarrer um meine Aufnahme gebeten, aber weder über sich, noch über mich eine andere Auskunft hatte geben wollen, als daß er weit her komme, und daß mein Name Joseph Wernher sei. Eine jährliche Pension von fünfhundert Thalern werde ihm für mich durch das Banquierhaus Oppenheim in Königsberg

bezahlt werden. Der Prediger hatte mich übernommen. Die erste Jahrespension hatte der Fremde sofort baar bezahlt, die späteren waren regelmäßig durch das Haus Oppenheim entrichtet worden. Bei einer Reise nach Königsberg hatte der Prediger von dem Hause Oppenheim erfahren, daß dieses die Zahlungen durch das Banquierhaus Bethmann in Frankfurt am Main bekomme. Weitere Nachrichten waren nicht zu erhalten. Auch um mich kümmerte sich Niemand weiter. Der Pfarrer Heinemann mußte jährlich, gegen Zahlung der Pension, mein gerichtliches Lebensattest an das Haus Oppenheim einschicken. Dieses hatte das Papier an das Haus Bethmann geschickt. Eine Antwort traf niemals ein. Der Mann, der mich überbracht hatte, war ein großer, starker Mann gewesen. Der Pfarrer schilderte sein Aeußeres als unangenehm, widerwärtig."

„Und auch später," fragte die junge Gräfin, „haben Sie keine näheren Nachrichten erhalten? Zogen Sie nie Erkundigungen von dem Hause Bethmann ein?"

„Allerdings. Schon der Pfarrer Heinemann hatte mehrmals an das Haus geschrieben, aber er hatte nie eine Antwort erhalten. Mir erging es nachher ebenso. Als ich später in Göttingen studirte, benutzte ich einmal die Ferien zu einer Reise nach Frankfurt. Auch das war vergeblich. Der Chef des Hauses Bethmann, von welchem ich noch immer, bis jetzt, jene Zahlungen

erhielt, erklärte mir entschieden, daß er über seine Aufträge niemals hinausgehe; in Beziehung auf mich laute sein Auftrag aber nur auf Auszahlung der jährlichen Summe von fünfhundert Thalern gegen Aushändigung meines Lebensattestes, das er seinem Committenten einzuhändigen habe; wer dieser Committent sei, dürfe er nicht sagen. Ich wiederholte mehrmals meine Bitten, immer umsonst. Einmal war der alte Buchhalter des Hauses allein im Comptoir. Die Mienen des alten Mannes hatten mir stets Theilnahme bewiesen. Er theilte mir unter Verpflichtung der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß der Committent des Herrn Bethmann ein Herr Alois Fröhlich in Köln sei, den er aber nicht näher kenne. Ich reiste sofort weiter nach Köln. Aber alle meine Bemühungen, einen Herrn Alois Fröhlich zu ermitteln, waren vollkommen fruchtlos. Das, Gräfin, sind sämmtliche Nachrichten, die ich Ihnen über mein Schicksal geben kann. Daß ich vor wenigen Tagen jene Einladung zu gestern nach Schloß Ellbach erhielt, wissen Sie. Ihre Frau Mutter erkannte in dem Billet die Handschrift des Baron Heiding."

„Haben Sie keine Ahnung," fragte die junge Gräfin weiter, „welche Entdeckungen er Ihnen wird machen können?"

„Ich habe durchaus keine Vorstellung davon."

„Sie sind nicht beunruhigt?"

„Nein, Gräfin," sagte mit einem edlen, stolzen

Bewußtsein der junge Mann. „Welche Entdeckung mir auch werden möge, ich kann dadurch kein Anderer, kein Besserer, kein Schlechterer werden.“

Die Dame erröthete. Vielleicht um bei dem jungen Mann in keinem falschen Lichte zu erscheinen, vielleicht aber auch aus einem reinen Gefühle der Kindesliebe, sagte sie:

„Könnte meine arme Mutter ebenso ruhig und unbesorgt sein! In der nächsten Stunde wird sie den schweren Weg antreten.“

Sie ging an der Seite des jungen Mannes schweigend weiter.

Sie waren aus dem Bosquet an einen großen Teich gekommen, in welchem still und stolz Schwäne auf- und absegelten; von dem Teiche in einen schattigen Laubengang, von da in eine weite Kastanienallee. Auf der anderen Seite der Allee sah man dichtes, krauses Gebüsch. Dorthin lenkte die Gräfin ihre Schritte.

Der Morgen war schön. Ueberall in dem großen Park der süße Duft frischer Blüthen, der erquickende Hauch des Gebüsches, der Alleen. Ueberall der klare, helle, bald fröhliche, bald melancholische Gesang der Vögel, der Lerche hoch in der Luft, der Nachtigall auf ihrem Neste im dichten Laube, des Hänflings in den Zweigen der Linde, des Spechts an den Aesten der Eiche. Hinten, jenseits der Grenzen des Parkes, im Felde, wurde der schmetternde Schlag einer verspä-

teten Wachtel laut. Der freche Kukuk verhöhnte sie alle.

Dazwischen hörte man das Murmeln und Rauschen der Wellen der Ruhr, die in der Nähe der Kastanienallee und des Gebüsches zu deren Ende den Park bespülte. Von der andern Seite her ertönte der Gesang von Schnittern, die in den Wiesen beschäftigt waren.

Die junge Gräfin hatte in ihrem Grame nicht das Gefühl für den schönen Morgen verloren. Sie zog mit Behagen den süßen, erfrischenden Duft von Laub und Blüthen ein; sie lauschte dem leisen Schlage der Wellen, dem klaren Gesange der Vögel und der Menschen. Ihr Auge folgte dem stillen Segeln der Schwäne und den Krümmungen der Laubgänge, versenkte sich in die Schatten der tiefen Alleen, der dunkeln Gebüsche, und schweifte dann hinüber in das anmuthige, niedrige Gebirge zur linken Seite der Ruhr, und in die Felsen und Schluchten des wilden Ardey rechts.

„Es ist schön hier," sagte sie, „und wir haben es so lange entbehren müssen. Auch meine arme Mutter!"

„Sie waren unterdeß in den schönen Ländern des Südens, in der Schweiz," bemerkte der Begleiter der jungen Dame.

„Wir waren dort, und es war schön dort. Aber am süßesten für das Herz sind die Schönheiten der Heimat."

Der junge Mann mußte unwillkürlich seinen Blick in die Schönheiten werfen, die dem Herzen der Dame an seiner Seite so süß waren. Dann mußte er seufzen.

Die junge Gräfin hörte den Seufzer. Legte sie ihn richtig aus?

„Sie haben keine Heimat,“ sagte sie mitleidig.

Der junge Mann mußte noch einmal seufzen. Jetzt vielleicht im Sinne der Gräfin.

„Aber Sie finden sie vielleicht noch heute,“ setzte sie hinzu, — und sie begann zu träumen.

Beide träumten. Glücklich oder unglücklich? Die Träume junger Leute sind immer Beides zugleich.

Ihr Träumen wurde unterbrochen.

Vom Schlosse her kam in der Allee ein Diener. Es war der Bediente des Grafen Karl. Er schien Joseph Wernher zu suchen. Als er ihn sah, ging er auf ihn zu.

„Herr Wernher?“ fragte er höflich, aber wie es schien, nur darum höflich, weil der junge Mann in der Gesellschaft der Gräfin war.

„Ich heiße Wernher.“

„Der Herr Graf läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen.“

Die Dame schien verlegen zu werden.

„Mein Bruder?“ fragte sie.

„Der Herr Graf Karl,“ bestätigte der Diener.

Joseph Wernher runzelte die Stirne; aber er wurde

auch in gleicher Weise verlegen, wie die Dame an seiner Seite. Stolz einerseits und Rücksicht gegen die Schwester andererseits kämpften in ihm.

Die aristokratische Dame bemerkte es wol. Sie schien in einer eigenthümlichen Spannung das Ende des Kampfes zu erwarten.

In dem jungen Manne siegte der Stolz.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß ich in diesem Augenblicke in der Gesellschaft der gnädigen Comteß sei, und daß später, wenn die Gräfin mich entlassen, ich dem Herrn Grafen Nachricht geben werde, wo ich zu sprechen sei.“

Der Bediente ging etwas verdutzt.

Die Gräfin warf ihrem Begleiter einen zufriedenen, beinahe triumphirenden Blick zu. Sie sagte nichts. Sie konnte nicht wohl für die Rücksichtslosigkeit gegen den Gast um Entschuldigung bitten, ohne das Geschwisterverhältniß bloßzustellen.

Der junge Mann war ihr dankbar für den Blick und für das Schweigen.

Sie waren näher zu dem krausen Gebüsch gekommen, das sich an der andern Seite der Kastanienallee erhob. Sie traten an dem Anfange des Gebüsches aus der Allee. Sie waren dort nahe an der Grenze des Parkes. Hinter den Gebüschen lag ein weiter Grasplatz, zum Theil mit Obstbäumen bepflanzt. Jenseits des Grasplatzes zog sich ein langer und hoher

Zaun vorbei. Er grenzte den Park, sowie überhaupt die gräfliche Besitzung von dem Eigenthum der Nachbarn ab. Jenseits des Zaunes lag die Bauerschaft Osthof. Der reichste Bauer der Bauerschaft, der auch, oder von dem sie ihren Namen trug, der Schulze Osthof, war der nächste, unmittelbare Nachbar des Grafen. Gleich jenseits des Zaunes begann sein „Hof" mit einem großen „Eichenkamp". Etwa zweihundert Schritte weiter lag das Schulzenhaus mit seinen Nebengebäuden. Die dicht stehenden, dichten und hohen Eichen verdeckten die ansehnlichen Gebäude; aber den Rauch aus ihren Schornsteinen sah man hinter den Bäumen in die Luft steigen.

Die junge Gräfin und ihr Begleiter waren um ein paar vorspringende Bäume des Gebüsches herumgegangen. Auf einmal hatten sie nicht weit von sich einen eigenthümlich reizenden, und doch so einfachen, für echt aristokratische und falsch poetische Augen freilich wol etwas trivialen Anblick.

Die Gräfin hemmte ihre Schritte; sie trat sogar einen Schritt zurück, um nicht gesehen zu werden.

Ihr Begleiter folgte ihr.

Noch waren Beide nicht bemerkt worden.

„Ah," sagte die junge Dame, „welch' ein reizendes Bild! Und der reizenden Bilder bietet dieser Park in den wenigen Morgenstunden schon so viele uns dar. Ich habe auch in anderen Gegenden auf einsamen

Landsitzen gelebt. Hatte ich dort kein Auge für Aehnliches? Oder ist es wahr, daß nur das Landleben auf den Schlössern des westfälischen Adels zwischen den uralten kräftigen Eichen und dem uralten kräftigen Volksstamme, in der einfachen und doch reichen Natur, in den einfachen und reinen Sitten, solche Bilder schafft und vorführt? Meine Mutter behauptete es oft. Ich hielt sie für parteiisch."

„Es muß Wahres daran sein," erwiderte Joseph Wernher. „Auch ich habe Vieles gehört von dem einfachen und freundlichen Leben auf den Schlössern des westfälischen Adels, von dem wunderbaren Verschmelzen und doch Auseinanderhalten der verschiedenen Stände, von dem patriarchalischen Verhältnisse, von der Familienliebe."

„Familienliebe?" seufzte die junge Gräfin.

Aber sie verscheuchte die trüben Bilder, um das freundliche festzuhalten.

„Lassen Sie uns nicht stören," sagte sie; „lassen Sie uns lauschen."

Beide traten noch ein paar Schritte hinter die vordersten Bäume des Gebüsches zurück. Sie konnten, selbst unbemerkt, sehen und hören, was sich vor ihnen zutrug.

Auf dem Schlosse Ellerburg war die gewöhnliche große Johanniswäsche. Sie war nicht ausgesetzt, obwol an dem Tage die Rückkehr der seit einer langen

Reihe von Jahren abwesend gewesenen Herrschaft erwartet war.

Auf dem Grasplatze hinter dem Gebüsche war man mit dem Aufhängen der Wäsche zum Trocknen in der Sonne beschäftigt. Sie ward in großen Körben von den derberen Küchen- und Stallmägden des Schlosses herbeigetragen. Zierlichere Stubenmägde hingen sie auf, an Seilen, die an den Obstbäumen, und an aufgerichteten Stangen, die über den Grasplatz hin- und hergezogen waren. Das Ganze wurde von einem jungen Mädchen überwacht, die, wo es Noth that, auch selbst mit zugriff. Sie gehörte gleichwol offenbar nicht zu den Dienerinnen des Schlosses. Es war eine schlanke Gestalt, deren Umrisse reizend hervortraten, wenn sie an dem etwas hochgespannten Seile sich höher emporrichten mußte. Ein gelber runder Strohhut mit breitem, vor der Sonne schützendem Rande gab ihrem frischen und freundlichen Gesichte einen besonderen Reiz.

Die junge Dame war die Tochter des Verwalters Böhmker auf Schloß Ellerburg.

Die Glocke auf der Schloßkuppel hatte sieben Uhr geschlagen. Das war die Zeit zum Ausruhen von der Arbeit für eine halbe Stunde, und zum Morgenimbiß. Schon seit vier Uhr des Morgens waren sie an der Arbeit gewesen. Zwei Küchenmägde erschienen mit dem Frühstück. Die Dienerinnen erhielten in einem großen Napfe ihre Milchsuppe. Dazu heute bei der

Wäsche ausnahmsweise Weißbrod. Die Tochter des Verwalters bekam Kaffee; das Brod für sie war wie für die Anderen. Alle setzten sich am Rande des Gebüsches in den Schatten, das Frühstück zu verzehren. Es war wol nur recht prosaisch, wie sie, ausruhend von der trivialen Arbeit einer Wäsche, aus einem großen irdenen Napfe Milch tranken und Weißbrod aßen, und Eine von ihnen aus ihrer weiß und blau geblümten Tasse Kaffee trank. Und doch lagen sie in so malerischer Gruppe da, die hübschen frischen Dirnen, die hochgerötheten Gesichter mit umgebundenen bunten Tüchern, die eine mit dem breiten Strohhute beschirmt; alle mit den schneeweißen Schürzen, auf dem duftenden Grase, unter dem Schatten blühender Weißdornen und grüner Nußbäume; hinter ihnen der hohe Wall der doppelt besetzten Kastanienallee, vor ihnen der weite Wiesenplatz mit der glänzend weißen Wäsche bedeckt, über ihnen der klare, tiefblaue Himmel, rund um sie her die stille Morgenluft.

Sie verzehrten ihr Frühstück schweigend. Wer von vier bis sieben Uhr in der warmen Sonne ununterbrochen gearbeitet hat, der ruhet, wenn er ausruht, ganz aus.

„Mamsell!“ rief auf einmal durch die Stille eine klare weibliche Stimme. Sie wurde unmittelbar an der andern Seite des Zaunes laut, die den Park des Grafen von dem Hofe des Schulzen Osthof schied.

Sehen konnte man Niemand; der Zaun war zu hoch und zu dicht.

Die Tochter des Verwalters horchte nach dem Rufe. Sie hatte soeben mit großem Wohlbehagen ihre zweite Tasse Kaffee getrunken. Sie hob den Deckel ihres Kaffeetöpfchens auf und sah in den Topf hinein. Dann sagte sie zu den Mädchen:

„Es sind noch gut zwei Tassen darin. Ihr könnt euch beide darein theilen. Milch und Zucker ist auch noch da."

„Wir danken, Mamsell," antworteten die Mädchen, verschämt ablehnend.

Aber unter ihnen war eine mit einer zarteren Gestalt und einem weniger frischen Gesichte, als die anderen. An sie wendete die Mamsell sich besonders.

„Katharine, trinke Du ihn; Dir wird er gut thun."

Das Mädchen wurde feuerroth.

„Wenn Sie meinen, Mamsell —."

„Ja, ja."

„Ich danke Ihnen auch, Mamsell."

Sie schenkte die Tasse voll, aus der die Mamsell getrunken hatte, und wie gut that der Erschöpften der stärkende Kaffee!

Die Mamsell erhob sich. Sie ging nach dem Zaune. In diesem befand sich ein schmales, verschlossenes Pförtchen. Darauf ging sie zu.

„Bist Du da, Lisbeth?" fragte sie hindurch.

„Ja, Mamsell," antwortete es jenseits. „Darf ich hereinkommen?"

„Wir wollen beide aufschließen," sagte die Mamsell, und sie lachte dabei.

Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel und schloß damit auf. Gleichzeitig wurde an der andern Seite geschlossen. So wurde das kleine Pförtchen geöffnet.

Das war sonderbar genug, und es hatte auch eine sonderbare Bewandtniß.

Zu dem gräflichen Gute Ellerburg gehörte mit vielen anderen Bauernschaften auch die Bauernschaft Osthof. Früher hatte sie im Leibeigenthum zu dem Gute gestanden. Auch der Schulze Osthof, wiewol sein Hof seine anderthalbhunderttausend Thaler werth sein mochte, war nur ein „Eigenbehöriger" des Grafen Lenhausen auf Ellerburg gewesen. In jener Zeit hatte schon einer der Vorfahren des jetzigen Grafen in dem Zaune, der seine Besitzung von der Bauernschaft schied, das Pförtchen anbringen lassen. Er hatte es eigenmächtig gethan, zu seinem Vergnügen, um ins Freie kommen zu können, zur Bequemlichkeit seiner Leute. Der damalige Schulze Osthof hatte protestirt; er lasse „kein neues Recht" auf seinen Hof kommen. Seine Protestation ward nicht beachtet. Er hatte gegen den Grafen einen Proceß erhoben. Die Entscheidung war zu seinem Nachtheile, zu Gunsten des reichen und mächtigen Guts- und Leibherrn ausgefallen. Ich gäbe

zehntausend, ich gäbe zwanzigtausend, ich gäbe fünfzigtausend Thaler, hatte jeder Besitzer des Schulzenhofes Osthof seitdem gesagt, wenn ich das verdammte Pförtchen loswerden könnte. Es wird mir keine Ruhe im Grabe lassen. Dem Besitzer von Ellerburg ein einziges gutes Wort zu geben, das wäre keinem der stolzen Bauern möglich gewesen. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben; die Gleichheit vor dem Gesetze war mehr eine Wahrheit geworden. Sofort verlangte der Schulze Osthof die Wegnahme des Pförtchens von dem Besitzer Ellerburgs. Der jetzige Schulze forderte sie von dem jetzigen Grafen. Der Graf war damals schon abwesend. Der Schulze hatte sich an den Verwalter Böhmker wenden müssen. Der Verwalter hatte an den Grafen geschrieben. Der Graf hatte den langjährigen Besitz nicht aufgeben wollen. Der Bauer erhob eine neue Klage. Diesmal gewann er, zum großen Verdruß des Grafen. Aber er sowol wie der Verwalter Böhmker waren verständige Männer, und auch während des Processes immer gute Freunde geblieben. So kamen sie denn überein, daß, um im Falle einer Noth sich gegenseitig besser zu Hilfe, oder auch sonst zu Freud und Leid bequemer zusammenkommen zu können, das Pförtchen bleiben, aber auf jeder Seite mit einem besonderen Schlosse versehen werden solle, so daß Keiner in das Besitzthum des Andern ohne dessen Einwilligung gelangen könne. Der Proceß hatte lange

gedauert und die Einrichtung bestand noch nicht sehr lange. —

Durch das von beiden Seiten geöffnete Pförtchen trat in den Park ein junges Mädchen. Sie war in demselben Alter, wie die Mamsell, und ebenso hübsch und frisch, nur etwas derber und runder. Sie war die Tochter des Schulzen Osthof. Sie trat nicht mit einem freien, frischen Wesen ein.

„Was fehlt Dir, Mädchen?" fragte die Mamsell sie. „Du siehst ja so traurig aus."

„Traurig bin ich wol nicht, Mamsell," antwortete die Schulzentochter, aber mit einer verlegenen, gedrückten Stimme. „Ich habe nur etwas auf dem Herzen."

„Einer Braut, habe ich mir sagen lassen, liege es immer etwas schwer auf dem Herzen."

„O, nicht immer," antwortete rasch das Mädchen.

„Also jetzt ist Dein Herz Dir schwer geworden?"

„Ach, Mamsell, ich habe eine große Bitte an Sie."

„Das macht Dir doch das Herz nicht schwer?"

„Sie wissen, Mamsell, in ein paar Tagen soll meine Hochzeit sein —"

„Mein Gott, Du sagst das so kläglich. Ich soll sie doch nicht rückgängig machen?"

„Nein, nein," rief das Mädchen wieder rasch.

„Nun, und was willst Du denn?"

„Gestern Abend ist doch die Herrschaft angekommen?"

„Ja, gestern Abend, spät."

„Haben Sie sie schon gesehen?" sprang das neugierige Bauernmädchen von ihrem Gegenstand ab.

„Ich war da, als sie kamen."

„Wie sehen sie denn aus?"

„Ich denke so ungefähr, wie andere Menschen auch."

Das Mädchen erröthete. Aber die Neugierde überwog doch die Beschämung der kleinen Lehre.

„Ich meine die junge Comteß. Ist sie recht schön?"

„Nicht schöner als Du, mein Mädchen. Und wol auf keinen Fall eine so glückliche Braut."

Die junge Gräfin Therese hatte Frage und Antwort gehört. Wie sie unwillkürlich erröthete, mußte sie unwillkürlich seufzen.

„Sieht sie denn unglücklich aus, Mamsell?" fragte theilnehmend die Bäuerin weiter.

„Unglücklich? Ich weiß es nicht; mir kam sie mehr stolz vor, und der Stolz macht den Menschen nie glücklich."

„Lassen Sie uns lauschen," hatte die junge Gräfin zu ihrem Begleiter gesagt. Die letzten Worte, die sie erlauschte, gaben ihr wol einen tiefen Stich in das Herz. Sie erblaßte. Sie wollte umkehren. Aber das Gespräch am Zaune nahm eine andere Wendung; sie blieb.

„Du vergißt Deine Bitte, Lisbeth," sagte die Verwalterstochter zu der Schulzentochter.

Das Mädchen wurde wieder verlegen.

„Der Vater wußte nicht recht, ob wir die Herrschaft zu der Hochzeit einladen dürften. Und da meinte er, ich soll Sie einmal fragen."

„Das war es, was Dir das Herz abdrückte?"

„Ja, Mamsell."

„Eine schwere Sache!"

„Gewiß, Mamsell. Früher ist die Gutsherrschaft immer auf „den Hochzeiten des Hofes" gewesen. Auch noch auf der meines Vaters. Aber nun ist es doch seitdem so anders geworden. Wir sind nicht mehr Eigenbehörige. Und da wissen wir denn nicht, wie wir daran sind."

„Ja, mein Mädchen, das weiß ich noch weniger."

„Wenn Sie Ihren Vater fragen wollten, Mamsell?"

„Und der den Grafen selbst?"

„Wenn Sie meinen, Mamsell."

Die Mamsell hatte es scherzend gesagt. Die Bäuerin meinte es ernstlich. Darauf meinte es auch die Mamsell so.

„So wird es in der That am besten sein."

„Und wann kann ich mir Bescheid holen, Mamsell?"

„Ich bringe ihn Dir heute Abend."

Die Bäuerin wollte durch das Pförtchen zurückkehren.

„Restez, restez donc, Mademoiselle Elisa!" rief eine zierliche, süße Stimme. „Restez, ma petite jolie, la belle fiancée.

„Ah, der Herr Vicomte!"

„Ja, der kleine Vicomte. Er strahlt heute. Du mußt schon bleiben, Lisbeth."

Das Mädchen blieb.

Es war ein sonderbar aussehendes Männchen, das gerufen hatte und den beiden Mädchen sich nahte. Freilich sah es nur für jene Zeit nach den Napoleonischen Kriegen und für jenes Schloß mitten auf der rothen Erde so sonderbar aus. Hätte man es dreißig Jahre früher in einem alten adeligen Hôtel in Paris, oder in dem Park eines adeligen Schlosses in irgend einer französischen Provinz gesehen, kein Mensch würde sich darüber verwundert haben. Aber jetzt, wenn man das kleine, zierliche, gewiß schon sechzig Jahre alte Männchen in dem stahlblauen Frack mit den großen silbernen Knöpfen, in den kurzen, seidenen, dunkelblauen Hosen, in den weißen seidenen Strümpfen, in den spitzen Schuhen mit großen silbernen Schnallen, in Handschuhen von grasgrüner Seide, mit weißen Spitzen besetzt, auf dem kleinen Köpfchen sorgfältig gekräuselte schneeweiße Löckchen, und trotz Sonnenhitze das Claquehütchen zierlich unter dem Arme tragend: wenn man das Männchen so sah, man mußte in der That an die Legende von den Siebenschläfern denken, und etwa meinen, das Männchen habe seine dreißig Jahre in irgend einem adeligen Hôtel oder Schlosse Frankreichs geschlafen, und sei, von einem leisen Ostwinde getra-

gen, nach dem westfälischen Schlosse herübergeweht. Der kleine Mann selbst sah freilich gar nicht verwundert, aber recht vergnügt aus.

Er hielt in der Hand ein Stäbchen, an dessen Ende sich ein zierlich gestricktes weißes Netz befand. An der Seite trug er ein kleines, grün lackirtes Jagdtäschchen. So war er durch den Park gehüpft, und manchmal selbst in großen, aber immer zierlich gehaltenen Ausfallposituren gesprungen. Er war in seiner Lieblingsbeschäftigung, auf der Schmetterlingsjagd. Er sah dabei manchmal recht blutgierig, aber immer zierlich und gutmüthig aus.

Er war übrigens ein echter, veritabler Vicomte. Als die französische Revolution begann, war er einige Zeit vorher an den Hof der Tuilerien gekommen. Seine Familie war alt, aber arm. So sollte er am Hofe sein Glück machen. Er hätte es gewiß gemacht. Die Revolution zerstörte es ihm. Er mußte über den Rhein flüchten, nach Deutschland. Hier fand er keinen französischen Königshof, also auch keinen Platz, wo er sein Glück machen konnte. Dafür fand er etwas Anderes, eine gastfreie Aufnahme bei der gräflichen Familie Lenhausen.

Gegen das Ende des vorigen, und noch in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts gab es, namentlich in Westfalen, wol nur wenige adelige Schlösser, und in den Städten wol nur wenige angesehene

Bürgerhäuser, deren Pforten sich nicht gastlich irgend einem französischen adeligen oder geistlichen Refugié geöffnet hätten. In den Klöstern waren ihrer manchmal so viele, als der Geistlichen des Klosters selbst. Auch noch später, bis in die zwanziger Jahre hinein, fand man ihrer einige. Viele waren unter dem Kaiserreich, andere nach der Restauration in ihre Heimat zurückgekehrt. Nicht wenige hatten aber auch schon früher ihren Wanderstab weitersetzen müssen. Denn es gab unter jenen Unglücklichen auch manche, die mit allem Uebermuthe des damaligen Franzosen und Adeligen die Rolle umkehren, und in dem Hause, das sie mitleidig und gastlich aufgenommen hatte, den Herrn und Meister spielen wollten: das hatte der gutmüthige Westfale sich eine zeitlang, manchmal eine lange Zeit gefallen lassen. Zuletzt war ihm aber die Geduld ausgegangen und die Galle übergelaufen, und er hatte von seinem guten Hausrechte Gebrauch gemacht. Die Aermeren und Besseren, die in der Heimat nichts wiederfinden konnten, auf der rothen Erde aber die Gastfreundschaft zu schätzen gelernt, und sie selbst zu schätzen gelehrt hatten, waren geblieben, besonders in den gastfreien Schlössern des katholischen westfälischen Adels.

Zu ihnen gehörte der kleine Vicomte Caumont in dem Schlosse Ellerburg. Er war gutmüthig, höflich, bescheiden, liebenswürdig. Er war dies gegen Jedermann. So hatte er Schloß Ellerburg nie verlassen,

und sich dort unentbehrlich zu machen gewußt, als Vorleser für die älteren Mitglieder der Familie, als Gesellschafter für die jüngeren, als Gouvernante und zugleich Bonne für die Kinder; dabei war er Veranstalter aller Festlichkeiten, Haushofmeister, Erzieher der Domestiken des Hauses, die von ihm lernten, wie sie manierlich aufzutreten, die Tafel nobel zu serviren, die Gardinen mit Geschmack aufzuhängen hätten. Als die gräfliche Familie verreiste, war er ganz so geblieben in der das Schloß Ellerburg bewohnenden Familie des Verwalters Böhmker. So hatte auch Mamsell Charlotte Böhmker das reinste Französisch von ihm gelernt.

Er war von Allen geliebt; selbst in der Nachbarschaft bei den Bauern. Auch besonders auf dem Hofe des Schulzen Osthof. Die Tochter Lisbeth war sein Liebling gewesen, und er hatte bei ihr nicht minder die Bonne und Gouvernante gemacht, wie bei Mamsell Charlotte. Daher sprach auch Mademoiselle Elise ein beinahe ebenso gutes Französisch, wie Mamsell Charlotte. Der Schulze hatte anfangs wol zuweilen darüber brummen wollen; denn noch keine Tochter auf dem Schulzenhofe Osthof hatte Französisch gesprochen, und er dachte auch „in dieser Sache" manchmal bedenklich an „ein neues Recht", das dadurch „auf den Hof kommen könne". Allein „die Lisbeth" war immer ein freundliches und bescheidenes Mädchen geblie-

ben, und die Frau Schulzin war stolz darauf, daß ihre hübsche Tochter so manierlich sei, und so gut Französisch sprechen könne, wie die vornehmste Stadtmamsell, und doch ein bescheidenes Bauernmädchen geblieben sei; und so mußte es denn auch der Schulze gern sehen, und er sah gern, wenn der kleine französische „Viehkommt" alle Tage so freundlich und höflich auf den Hof kam, als wenn er zu Hofe ginge, und die Frau Schulzin ihn überhäufte mit der süßesten Milch, der feinsten Butter und dem delicatesten Schinken, echten westfälischen.

Der kleine Mann war auf seiner Schmetterlingsjagd in dem gräflichen Park an den Zaun gekommen, an dem die beiden Mädchen plauderten.

Die Schulzentochter war auf seinen Ruf geblieben. Mit drei zierlichen Sätzen, mit einer graziösen Verbeugung war er bei ihnen.

„Bon jour, mesdames!"

„Bon jour, Monsieur le Vicomte!"

Es begann eine Unterredung zwischen den drei Personen, die von allen dreien in dem vortrefflichsten Französisch geführt wurde.

„Schon so früh beschäftigt, meine schönen Damen?"

„Beschäftigt, Herr Vicomte? Wir plaudern hier wahrlich müßig genug."

„Sie ruhen schon aus von früher Arbeit, meine immer liebenswürdige Mademoiselle Charlotte."

„Und ich, Herr Vicomte?“

„Und Sie, holde Braut, von den süßen Sorgen und Mühen für Ihre Hochzeit.“

„Aber sich selber vergessen Sie, Herr Vicomte,“ sagte Mamsell Charlotte.

„Ich mich? — Freilich, wie wäre es anders möglich bei so liebenswürdigen Damen!“

„Sie schwitzen gar schon.“

„Mein Gott, ich schwitze?“

Er erschrak. Er zog schnell ein seidenes Taschentuch hervor, fuhr damit über die Stirn und besah es dann genau.

„Ah, Sie Lose. Voilà, nicht ein Atom von Schweiß.“

„Was würde es Ihnen geschadet haben, Herr Vicomte? Ich habe heute schon recht tüchtig geschwitzt.“

„Und doch, wie oft, mesdames, habe ich Ihnen gesagt, daß der Schweiß den Teint verdirbt! — Aber, meine Damen, ich bedaure, Ihre theure Gesellschaft schon wieder verlassen zu müssen. Es ist schon halb acht, und ich werde an meine Toilette denken müssen, um den gräflichen Damen meine Aufwartung machen zu können.“

„Sie waren gestern bei der Ankunft der Damen nicht da, Herr Vicomte?“

„Sie hatte mich überrascht. Ich hatte keine Toilette gemacht. Auch war ich unwohl.“

Er wollte gehen.

In demselben Augenblicke war die junge Gräfin hinter den Bäumen hervorgetreten. Er sah sie. Er erblaßte.

„Mon Dieu!"

Auch Mamsell Charlotte sah die Dame.

„Es ist die Comteß Therese!"

„Mon Dieu! Und ich in diesem Aufzuge!"

Die Gräfin sah sich bemerkt. Vielleicht hatte sie bemerkt sein wollen. Sie ging mit Joseph Wernher auf die Gruppe zu.

Der Vicomte eilte ihr entgegen, tadellos in Schritt, in Haltung, in Verbeugung, als wenn er sich auf dem glänzendsten Parquetboden der Tuilerien befunden hätte.

„Ich habe die Ehre, die Comteß Lenhausen zu begrüßen. Wahrlich, das volle Ebenbild Ihrer Mutter, die liebenswürdigste Dame, die ich kennen gelernt habe. Ihr unterthänigster Diener bittet um Ihre Huld."

„Herr Vicomte Caumont?" fragte die Gräfin, und wahrlich, in einem so reinen Französisch, daß sie vorhin nicht hätte eifersüchtig werden dürfen. „Meine Eltern haben mir viel Freundliches von Ihnen erzählt."

„Wie beglückt mich diese gütige Erinnerung!"

„Würden sie eines so treuen Freundes haben vergessen können?"

„Sie setzen mich auf den Gipfel meines Glücks, Comteß."

Lisbeth, die Schulzentochter, hatte bei den Worten

der Gräfin durch das Pförtchen im Zaune verschwinden wollen. Die Verwalterstochter hatte sie gehalten.

„Du bleibst, Mädchen. Du sollst sie Dir wenigstens erst ansehen, ob sie anders aussieht, wie andere Menschen, und am Ende, wie Du und ich auch.“

Sie ging mit ihr dem Vicomte nach.

Die Gräfin sah die beiden Mädchen. Sie wendete sich an sie, etwas vornehmer, etwas mehr herablassend, als an den kleinen Vicomte, aber doch nicht minder freundlich. — Sie redete sie in französischer Sprache an:

„Meine Lieben, ich muß zunächst um Ihre Verzeihung bitten. Ich hatte Sie belauscht.“

Die Schulzentochter wurde dunkelroth. Mamsell Charlotte wurde nicht verlegen. Sie warf gar, freilich unmerklich genug, die frischen Lippen auf.

„Meiner Indiscretion,“ fuhr die Gräfin fort, „verdanke ich freilich auch eine doppelte Freude. Zuerst die, daß ich mich mit Ihnen Beiden in der schönen Sprache unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Herrn Vicomte, unterhalten kann.“

„Ah, Comteß,“ rief entzückt der kleine Vicomte, „und Sie reden diese Sprache, wie sie nicht reiner und edler in den Tuilerien gesprochen wird.“

Die junge Gräfin erröthete, beinahe tiefer, als eben die Bauerntochter. Warum erröthete sie? Aber sie fuhr fort:

„Und dann, meine liebe Kleine, nicht wahr, unsere Nachbarin, die Tochter des Schulzen Osthof?"

„Lisbeth Osthof," antwortete, noch verlegen, das Mädchen.

„Und dann habe ich das Vergnügen gehabt, zu erfahren, daß Sie Braut sind und meinen Eltern und mir die Freude machen wollen, uns zu Ihrer Hochzeit einzuladen."

Die westfälische Bäuerin mußte in französischer Sprache antworten, in der sie angeredet war. Sie antwortete rein und fließend:

„Wir würden es dankbar als ein großes Glück schätzen, wenn die gnädige Gräfin und ihre Eltern meine Hochzeit mit ihrer Gegenwart beehren wollten."

„Es ist curios, Mamsell," sagte sie nachher zu der Verwalterstochter, „in der fremden Sprache konnte ich das herausbringen. Auf Deutsch hätte ich von all dem Zeug kein Wort sprechen können. Woher mag das wol kommen?"

„Das kommt daher," hatte ihr die Mamsell geantwortet, „weil Du braves Mädchen nur in der künstlich erlernten fremden Sprache Dich künstlich und fremd ausdrücken konntest."

„Wann ist Ihre Hochzeit?" fragte die Gräfin.

„In vier Tagen."

„Sie sagen das so glücklich."

„Ich bin glücklich."

Die Gräfin seufzte träumend.

„Darf ich selbst," nahm sie sich zusammen, „mit meinen guten Eltern über Ihre freundliche Einladung sprechen?"

„Sie würden mich sehr glücklich machen."

Unmittelbar darauf sollte die glückliche Schulzentochter mindestens wieder verlegen werden. Jenseits des Zaunes an dem Pförtchen wurde eine kräftige Mannesstimme laut.

„Aber was ist denn das? Wer hat denn das Ding gerade heute, und schon so früh aufgemacht? Gewiß die beiden Mädchen wieder."

„Mein Vater!" flüsterte Lisbeth Osthof der Mamsell zu.

„Was mag er wollen?" fragte die Mamsell.

„Ich weiß es nicht."

Das Bild eines stattlichen, kräftigen und stolzen westfälischen Bauern war in dem Pförtchen erschienen. Der Schulze Osthof war ein Mann in den fünfziger Jahren. Es war darauf zu wetten, wenn er siebzig zählte, so mußte er noch vollkommen so kräftig und stattlich aussehen, wie der alte, greise Schulze Liselühr und Bokelühr auf der Ergster Kirchmesse.

Hinter ihm war ein Knecht in das Pförtchen getreten, der Handwerkszeug, einen Hammer und eine Kneifzange trug.

„Was mag mein Vater wollen?“ fragte auch die Tochter des Schulzen.

Der Schulze Osthof sah die Gesellschaft auf dem Trockenplatze des gräflichen Parks. Er ging auf sie zu, etwas stumm. Als er bei ihr ankam, lüftete er seine Mütze, höflich grüßend.

„Guten Morgen, ihr Herrschaften.“

Dann sah er mit einem Blicke, in dem eine gewisse Befriedigung nicht zu verkennen war, die Gräfin an.

„Ist das die junge Comteß?“ fragte er seine Tochter.

Er ging zu der Gräfin; er nahm noch einmal seine Mütze ab; er behielt sie diesmal in der Hand, in der linken. Die rechte reichte er der jungen Dame.

„Sie sind recht groß geworden, Comteßchen, und auch eine hübsche Person; nur etwas blaß sehen Sie aus. Aber das wird sich schon wieder geben in unserem guten und gesunden westfälischen Lande. Seien Sie herzlich willkommen.“

Er sprach so einfach, so treuherzig. Seine Tochter hatte etwas ängstlich werden wollen, als er begann; die Gräfin hatte sich ein wenig fürchten wollen. Beide konnten nicht dazu kommen.

Die junge Dame ließ ihm willig ihre zarte Hand, die er nicht zu stark drückte, und erwiderte ihm sehr freundlich:

„Ich hoffe, wir werden alle gute Nachbarschaft mit einander halten, Herr Schulze.“

Sie mochte wol dem stolzen und eine höhere Aristokratie anerkennenden Bauern keine bessere Antwort haben geben können.

„Ja, das wollen wir, Comteß," rief er lebhaft, und jetzt drückte er ihre Hand, daß sie doch beinahe ein wenig hätte aufschreien mögen. „Meiner Seel, das hoffe ich auch, und ich habe schon heute Morgen daran gedacht, als ich hörte, daß die gnädige Herrschaft wieder da sei, und um es gleich von meiner Seite zu zeigen, sehen Sie Comteß her, ich habe da mit Ihrem Herrn Vater einen langen und schweren Proceß über das Pförtchen geführt. Ich war im Rechte, und durfte kein neues Recht über meinen Hof kommen lassen. Ich habe auch den Proceß gewonnen. Aber ich weiß, daß auch Ihrem Herrn Vater das Ding am Herzen liegt, und da wollte ich ihm zu seiner Rückkehr eine Freude machen, und mein Schloß von dem Ding abnehmen lassen. Der Knecht mit dem Handwerkszeug ist schon da. — Johann, schlag ab!"

Johann schlug ab.

Auch das hatte der Bauer so ehrlich, so einfach, so edel gesagt. Er konnte sich neben den ersten Edelmann des Landes stellen.

Seine Tochter hatte keine Angst mehr, sich für ihn schämen zu müssen; sie sah stolz zu dem kräftigen Manne hinauf.

Die junge Gräfin aber wurde weniger aristokra=

tisch vornehm. Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Die heiteren, freundlichen Bilder in dem Morgenleben des westfälischen Schloßparks sollten traurigeren Platz machen.

Ein Bedienter, der suchend den Park durchstreift hatte, nahte sich. Er wendete sich an den kleinen Franzosen.

„Herr Vicomte, Ihre Erlaucht die Frau Gräfin läßt Sie bitten, sich zu ihr bemühen zu wollen."

Der kleine Mann wurde überglücklich.

„Die Frau Gräfin hat über mich zu befehlen. Ich eile, ich fliege zu ihr. Meine gnädige Comteß, meine schönen Damen, meine Herren! ich gehorche einem theuren Befehle. A revoir."

Er hüpfte, dem Bedienten folgend, davon.

Auch die Anderen trennten sich. Die junge Gräfin setzte mit Joseph Wernher ihre Promenade fort. Der Schulze kehrte mit seiner Tochter auf den Hof, Mamsell Charlotte ging zu ihrer Wäsche und zu ihren Arbeiterinnen zurück. Auf dem Grasplatze war es wieder nur prosaisch. Waren auch vielleicht jene Bilder es nur?

„Die Frau Gräfin erwartet Sie in der Jasminlaube," sagte der Bediente zu dem Vicomte.

Sie waren nicht weit von der Laube. Der kleine Mann erschrak.

„Mon Dieu, meine Toilette," war wieder sein Schreck.

Aber er wußte sich zu helfen. Die Gräfin erwartete ihn; er konnte sie nicht warten lassen. Er übergab dem Bedienten seine Jagdgeräthschaften.

„Tragen Sie das auf mein Zimmer; aber sehr vorsichtig.“

Dann zog er jedes Fältchen aus seinen seidenen Strümpfen, putzte jedes Stäubchen von seinen Schnallenschuhen, kräuselte seine Löckchen feiner und symmetrischer, und er war fertig.

Die Gräfin war allein in der Laube. Ihr Aussehen war ein trauriges, niedergeschlagenes.

Der kleine Vicomte vergaß sein Hüpfen und seine Phrasen, die er einstudirt hatte.

„Meine gnädige Gräfin haben sich schon früh erhoben?“

„Konnte ich ruhen, lieber Vicomte? Sie wissen von Böhmker Alles. Sie und er sind unsere einzigen Vertrauten.“

Der kleine närrische brave Franzose war der treueste Vertraute von der Welt.

„Aber wie geht es Ihnen denn, mein lieber Caumont?“ fuhr die Dame fort.

Sie schien Theilnahme, keine banale Phrase auszusprechen.

Der kleine Franzose wurde fast zu Thränen gerührt.

„O, meine theuerste Gräfin, Sie haben in Ihrem

Schmerze noch dieses gütige Interesse für Ihren unterthänigen Diener!"

„Für meinen treuen Freund. Aber ich komme Ihrem eigenen Wunsche entgegen; später davon. Darf ich um Ihren Arm bitten zu einem schweren Gange? Mein Mann kann mich nicht begleiten. Allein kann ich nicht gehen."

Der Vicomte errieth.

„Schon?" fragte er.

„Ich muß Entscheidung haben. Die Ungewißheit, die Angst erdrückt mir das Herz."

Der Vicomte bot ihr seinen Arm; er hätte ihn einer Königin von Frankreich nicht mit mehr Grazie, aber auch nicht mit mehr wahrer Ehrfurcht bieten können.

„Ich führe das Unglück, die Trauer," sagte er in seiner Weise; „möchte ich das Glück, die Freude zurückführen!"

„Ich fürchte, es wird nicht so sein. Aber sollte ich auch das Entsetzlichste hören, diese Qual der Ungewißheit kann ich nicht länger ertragen."

Der Vicomte schwieg. Mit einer Phrase wollte er nicht antworten; mit etwas Anderem konnte er nicht antworten.

„Sie schweigen? Auch Sie haben keine Hoffnung?"

„Ich möchte mir tausend schaffen."

„Und haben keine einzige!"

Sie durchschritten den Park nach derjenigen Gegend hin, in welcher die Ruhr die Güter Ellerburg und Ellbach schied. Unmittelbar an dem jenseitigen Ufer, die Mauer noch im Wasser, lag Schloß Ellbach, die Wohnung des Hauptmanns von Heiding. Eine Brücke führte über den Strom nicht. Die Verbindung zwischen den beiden Schlössern, freilich keine lebhafte, wurde durch kleine Stromnachen unterhalten. Ein gondelartig eingerichteter, für die Herrschaft von Ellerburg besonders bestimmt, lag in einer Bucht zwischen dichtem Gebüsch. Dorthin begab sich die Gräfin mit ihrem Begleiter.

Sie hatte die Ueberfahrt nach dem anderen Ufer schon vorbereitet. Zwei Ruderer erwarteten sie in der Gondel. Sie stieg in diese ein. Sie zitterte heftig, als sie einstieg. Die Ruderer mußten sie unterstützen; der kleine Vicomte allein hätte es nicht gekonnt. Vor dem Wasser zitterte sie wahrlich nicht.

Die Ruderer wollten abstoßen.

In demselben Augenblicke erschien auf dem jenseitigen Ufer an der Fährstelle neben dem Schlosse Ellbach der Hauptmann von Heiding. Er hatte sorgfältige Toilette gemacht. Er ging rüstig, freilich, wie immer, gestützt auf die Schulter seines treuen Dieners Johann. Zwei andere Bediente folgten. Sie schritten auf den Nachen zu, der auf der Fährstelle lag.

Der alte Hauptmann hatte die Gräfin bemerkt,

wahrscheinlich schon früher, als sie ihn: er winkte ihr sehr höflich mit seinem Hute, sie zu begrüßen, zugleich aber auch ihr anzudeuten, sie möge nicht übersetzen, er sei auf dem Wege zu ihr.

Die Gräfin stieg mit dem Vicomte wieder aus. Sie erwartete am Ufer den Hauptmann.

„Ist diese Höflichkeit ein gutes Zeichen? Ist sie ein böses, ein Zeugniß seines trotzigen Hohnes? — Wie elend, wie verfallen sieht er aus. Und doch noch wie kräftig, wenn er wirklich nur eine Lebensfrist von wenigen Tagen hat! Welche ungeheure Kraft besitzt dieser Mann! Welche schlechte Kraft! Wie mir das Herz klopft!"

„Aber er weiß zu leben! Er ist ein Edelmann!" sagte der kleine Vicomte.

Der Nachen des Hauptmanns hatte schnell den Fluß durchschnitten. Er legte in der Bucht an, wo die Gräfin sich befand. Einer der Bedienten trug den alten Johann aus dem Nachen; Beide dann den Hauptmann.

Auf Johann gestützt, näherte er sich der Gräfin.

Er sah elend aus, sehr elend, ein vom Tode bereits erfaßtes Gerippe. Aber dieses Gerippe war voll Spott, voll Hohn, voll Bosheit.

„Ei, meine schöne Schwägerin! Willkommen in der Heimat nach sehr langer Trennug! Erst vor einer Viertelstunde erfahre ich Ihre Ankunft; das Alter wird

schlecht bedient. Ich eile sofort, Sie zu begrüßen! — Ihr Diener, alter, ehrlicher Vicomte."

Er küßte mit der besten Lebensart die Hand der Gräfin.

Die Dame war bleicher geworden, als der elende Mann, der vor ihr stand, der so schweres Unglück, so großen Jammer über sie gebracht hatte, den sie hassen, verabscheuen und vor Allem noch immer fürchten mußte. Sie sah in sein häßliches Gesicht, in sein falsches Auge; sie hörte seine höhnische, boshafte Stimme. Sie mußte sich fest an den Vicomte halten; sie konnte kaum antworten:

„Sie sind gütig, Schwager. Sie sehen, ich war auf dem Wege zu Ihnen."

„Ach, Schwägerin, mein guter Genius wollte, daß ich Ihnen zuvorkam. Ich hätte ja nicht mit Ruhe sterben können, wenn meine schöne Schwägerin und erlauchtig regierende Gräfin zuerst ihren Besuch dem alten, abgestandenen, apanagirten Beisitzer hätte machen müssen."

Wie machte dieser Hohn die arme Frau von neuem erbeben! Sie mußte sich zusammennehmen.

„Schwager," sagte sie, „möge ein recht guter Genius Ihnen zur Seite stehen in der Unterredung, um die ich Sie bitten wollte."

„Ah, Sie befehlen eine Unterredung mit mir?"

„Darf ich bitten, daß wir uns in jenen Pavillon begeben?"

„Sie haben immer über mich zu befehlen."

In der Nähe, unmittelbar an dem Ufer der Ruhr, zwischen Jasmin, Nußbäumen und Weinreben versteckt, lag ein freundlicher, heimlicher Pavillon. Er sollte Zeuge eines traurigen, unheimlichen Gesprächs werden.

Die Gräfin ließ sich durch den Vicomte, der Hauptmann durch seinen Johann sich dahinführen. Am Eingange verabschiedete sich der Vicomte, um in der Nähe zu bleiben.

„Ah, ein tête-à-tête, schöne Schwägerin!" sagte der Hauptmann.

„Ich wünschte in der That, mit Ihnen allein zu sprechen."

„Johann, da bist Du alter Bursch überflüssig. Warte draußen, bis ich Dich rufe."

Auch Johann ging. Die Gräfin war mit dem alten Hauptmann allein.

Sie hatten sich seit vielen Jahren nicht gesehen. Dennoch war in allen den Jahren gewiß kein Tag, keine Stunde vergangen, in denen nicht Jeder von Ihnen an den Andern gedacht hatte, der Eine in triumphirender Bosheit, die Andere in der entsetzlichsten Angst. Und Jedes hatte dies von dem Andern gewußt, und wußte es auch jetzt.

Beide hatten sich sehr verändert.

Der Hauptmann war zu jenem vom Tode schon erfaßten Gerippe geworden, das aber, je näher es dem Tode kam, sich mehr mit Hohn und Bosheit angefüllt zu haben schien. Die Gräfin sah es mit steigendem inneren Entsetzen.

Der Gram und die Angst der vielen Jahre hatten die Gräfin weit über ihre Jahre hinaus alt gemacht, die Spuren ihrer ehemaligen großen Schönheit verwischt. Der Hauptmann schien die Veränderung mit innerlicher Genugthuung zu sehen.

Die Gräfin hatte sich auf einem Sofa niedergelassen. Johann hatte den Hauptmann in einen Sessel gesetzt.

„Sie haben über mich zu befehlen, Schwägerin."

Die entscheidende Stunde war für die Gräfin gekommen, jene schwerste Stunde, die sie in ihrem Leben noch zu fürchten hatte, auf die sie dennoch so lange gehofft, mit Entsetzen gehofft hatte.

„Sie sind krank, Schwager," hob sie mit leiser, zitternder Stimme an.

Sie mochte sich oft genug auf einen ganz anderen Eingang vorbereitet haben; sie hatte Alles vergessen, was sie hatte sagen wollen.

„Ja," antwortete der Hauptmann kurz, als wenn seine Krankheit eine sehr gleichgiltige, sich von selbst verstehende Sache sei.

„Ich hatte es zu meinem Bedauern vernommen."

„Wirklich zu Ihrem Bedauern?“

„Ich hoffe, Schwager, Sie zweifeln nicht daran.“

„So werden Sie es auch wol mit Bedauern vernehmen, daß der Arzt mir nur noch gerade sechs Tage zum Leben gegeben hat.“

„Gott wolle es verhüten, Schwagen.“

„Warum, Schwägerin? Sie wissen doch hoffentlich, daß wir Alle sterben müssen.“

„Sie glauben selbst nicht daran, Schwager.“

„Daß wir Alle sterbliche Menschen sind?“

„Spotten Sie nicht. Sie würden es nicht können, wenn Sie an diesen nahen Tod glaubten.“

„Ich sehe nicht ein, Schwägerin, ein gutes Gewissen ist ein sehr sanftes Sterbekissen.“

Der Cynismus des alten Mannes gab der Gräfin ihre volle Fassung wieder.

„Lassen Sie uns von diesem Gegenstande abbrechen, Schwager. Sie hatten die Güte, mir ein Billet zu schreiben.“

„Ich erlaubte es mir.“

„Und mich aufzufordern, gerade am 24. dieses Monats auf Ellerburg einzutreffen.“

„Ich bat, meine Gnädigste. Sie sind pünktlich eingetroffen.“

„Sie hätten mir wichtige Mittheilungen zu machen.“

„Sehr wichtige.“

„Und Vorschläge.“

„Vorschläge? Schrieb ich auch davon?"

„Gewiß."

„Ich Ihnen? Ich wüßte doch nicht. Vielleicht später Sie mir."

Er sprach immer kalt, spöttisch.

Die Gräfin hatte die Kraft, ihren ernsten, ruhigen, würdigen Ton zu bewahren.

„Darf ich Sie um Ihre Mittheilungen bitten?" sagte sie.

Der alte Hauptmann lachte.

„Aber ich habe Sie Ihnen ja schon gemacht, schöne Schwägerin. Mein naher Tod ist für Sie wie für mich ein sehr wichtiges Ereigniß. Ich habe nur noch Eins hinzuzusetzen, daß ich nämlich mit unveränderten Gefühlen der Liebe und Verehrung für Sie aus dieser Welt gehen werde."

Dieser frivole, freche Hohn nahm der armen Frau die Kraft der Ruhe. Freilich, um ihr eine andere Kraft zu verleihen, die eines edlen sittlichen Zornes.

Sie richtete sich auf; sie sprach mit festerer Stimme:

„Schwager, Sie haben mich viel gekränkt. Sie haben mein Leben vernichtet, vielleicht, wahrscheinlich auch das Leben meines Kindes. Sie haben viel Böses in der Welt gethan. Ihre letzte Stunde nahet; Sie selbst sagen, daß sie nahe vor Ihnen stehe. Schwager, wenden Sie sich noch vor dieser Stunde zu Gott. Häufen Sie nicht noch zuletzt neuen Frevel zu den

vielen alten. Machen Sie wieder gut, was Sie Böses gethan haben."

Sie sprach freilich zu einem Steine.

„Alle Wetter, Schwägerin, mein Johann hatte mich schon gefragt, ob er den Geistlichen holen solle."

Zu dem Zorne der frommen Frau gesellte sich die kräftige Mutterliebe.

„Spotten Sie nicht," unterbrach sie seinen Hohn. „Spotten Sie nicht in dieser Nähe des höchsten Gerichts, vor dem Sie in wenigen Tagen stehen werden, vor dem Sie Rechenschaft ablegen müssen über Alles, was Sie gethan. Auch, was Sie an mir und meinem Kinde gethan haben. Sie haben nun der Rache genug geübt; geben Sie endlich menschlicheren, edleren Empfindungen Raum. Schwager, Sie haben mich zu sich gerufen, an Ihr Sterbelager. Theilen Sie mir mit, was Sie auf Ihrem Herzen haben. Machen Sie endlich wieder gut, was Sie so viele Jahre an uns verbrochen haben. Geben Sie mir mein Kind wieder."

Der Hauptmann hatte sie wenigstens ohne äußere Zeichen des Spottes angehört; aber völlig unbewegt und kalt. Er spielte mit Lippen und Händen an der Krücke seines Stockes. Als sie ausgesprochen hatte, sagte er ruhig:

„Aber ich weiß in der That nicht, Schwägerin, was Sie von mir wollen."

„Mein Kind!“ rief die leidenschaftlicher gewordene Frau.

„Ihr Kind? Von mir?“

„Sie haben es mir geraubt. Sie müssen es mir wieder geben.“

„Ihren Karl? Sie haben ihn ja. Sie haben ihn ja keinen Augenblick vermißt.“

„Er ist nicht mein Sohn.“

„Das sagen Sie? Wessen Sohn wäre er denn? Und wo wäre der Ihrige?“

Der fortwährenden Kälte, dem wieder hervortretenden Hohne des Mannes gegenüber konnte die Leidenschaft der edlen, an Geist und Herz gebildeten Frau nicht Stand halten.

„Schwager,“ sagte sie ruhiger, „lassen Sie uns ernst und würdig sprechen. Es handelt sich um unser Beider Kinder —“

„Aber ich war meines Wissens nie verheiratet, Schwägerin.“

„Unterbrechen Sie mich nicht. — Sie haßten schon früh Ihren Bruder, Ihren jüngeren Halbbruder, der die Güter der Familie erben sollte, an die Sie gleichfalls ein Recht zu haben glaubten —“

„Ich glaube in der That, ich hatte ein solches Recht.“

„Sie schworen uns Rache.“

„Ihnen nur ewige Liebe, schöne Thresette.“

„Konnte Ihre Rache uns empfindlicher treffen, konnte Ihnen eine Rache süßer sein, als indem Sie uns unser Kind nahmen, den Erben zu den Gütern raubten, die Sie als Ihnen geraubt betrachteten?"

„Aber ich verstehe Sie nicht, Schwägerin."

„Ich war mit einem Knaben niedergekommen."

„Mit Ihrem Karl."

„Wenige Wochen vorher hatte die Kammerjungfer Ihrer Mutter einen Knaben geboren. Man nannte Sie als den Vater des Kindes."

„Die Welt verleumdet gern, Schwägerin."

„Sie selbst machten kein Hehl daraus."

„Es gibt Narren, die sich selber verleumden."

„Einige Wochen später war mir in einer entsetzlichen Nacht mein Kind geraubt. Gleichzeitig war das Kind der Sophie Baumann fort."

„Und daraus schlossen Sie, Schwägerin —? Und schließen Sie noch jetzt —?

Der Spott konnte die Mutterliebe in dem Herzen der armen Frau nicht unterdrücken. Das Gefühl war bei der Erwähnung jener Umstände, in der Nähe des Ortes, wo sie sich zugetragen, in der Gegenwart des Mannes, den sie als den Urheber des verübten Verbrechens betrachtete, mit neuer Kraft erwacht. Aus ihren Augen drangen Thränen. Sie wendete bittend die weinenden Augen zu ihm, sie nahm seine beiden

Hände, die unreinen Hände des boshaften Verbrechers. Wie stark, wie groß ist die Mutterliebe!

„Schwager," bat sie, „geben Sie mir mein Kind zurück. Verstellen Sie sich, höhnen Sie mich nicht länger. Karl ist Ihr Sohn, er ist nicht der meinige. Geben Sie mir den meinigen wieder. Ich beschwöre Sie, Schwager. Sie sollen Brüder werden. Ich werde sie beide lieben, wie meine Kinder. Gehalten habe ich Ihren Karl schon immer so, wenn ich ihn auch bisher nicht lieben konnte, wie mein Kind. Seien Sie gut, seien Sie mitleidig, Schwager. Ich beschwöre Sie."

Der Hauptmann hatte auch jetzt nur Spott.

„Ihre Thränen sind schön, Schwägerin," sagte er. „Ihre Hände sind weich. Ich bedaure nm so mehr, daß ich Ihnen eine harte Antwort geben muß. Haben Sie Ihren Sohn nicht, von mir werden Sie ihn nicht zurückerhalten."

„Warum haben Sie mich denn herbeschieden?" rief die unglückliche Mutter, die in diesem Augenblicke nicht sofort wieder Herrin ihres Gefühles werden konnte. „Wollten Sie sich nur an meinem Elend, an meiner Qual weiden? Wollten Sie nur neuen Spott, neuen Hohn über mich häufen? Hat Ihre Rache denn gar keine Grenze? Sind Sie kein Mensch? An dem Rande des Grabes ohne menschliches Gefühl?"

Sie erhielt keine andere Antwort, als eine spöttische.

„Sie ereifern sich wahrlich umsonst, Schwägerin.

Und hätte ich den Willen, nicht jenes Teufels, den Sie aus mir machen wollen, sondern eines Engels, es wäre mir unmöglich, Ihnen Ihr Kind wiederzugeben."

„Unmöglich? Und warum unmöglich? Was soll das Wort?"

„Das Wort ist klar: ich bin nicht im Stande, Ihnen Ihr Kind zurückzugeben."

Die Gräfin erbebte.

„Es ist todt!"

Nur Spott spielte auch bei dieser Frage um die Lippen des Hauptmanns.

„So viel ich weiß, nicht," sagte er. „Wenn Karl Ihr Sohn ist, so müssen Sie es am besten wissen —"

Die Gräfin hatte wieder aufgeathmet.

„Woher denn jene Unmöglichkeit?"

„Es ließen sich viele Gründe denken."

„Sie wissen nicht, wo es ist? Es war auch Ihnen wieder entkommen? Es ist verschwunden?"

„Auch darin malt Ihre Phantasie falsch."

„Aber was ist es denn?"

„Aber, Schwägerin, noch einmal, woher haben Sie den unglücklichen Gedanken, daß Ihr Karl, den Sie wie Ihren Sohn gehalten, und wie meinen Sohn gehaßt haben, daß er nicht Ihr Sohn sei?"

„Haben Sie selbst nicht den Gedanken in mir geweckt?"

„Ich? Besinnen Sie sich wol. Ich erinnere mich eines jeden Wortes, das ich zu Ihnen gesprochen habe. Nie haben Sie von mir gehört, daß Karl Ihr Sohn nicht sei.“

„Aber auch nie haben Sie bestätigen wollen, daß er mein Sohn sei.“

„Großer Gott, Schwägerin, war ich bei seiner Geburt zugegen gewesen?“

„So haben Sie immer geflissentlich durch zweideutige Worte meine Qual angefacht, genährt.“

„Ist es meine Schuld, wenn Sie selbst sich so quälten?“

„Aber sprechen denn nicht alle Thatsachen für eine Verwechslung?“

„Es kommt darauf an, wie Sie die Thatsachen sich bilden.“

„Können Sie jenen Räuberüberfall wegleugnen?“

„So viel ich weiß, nahm man Ihnen nur Ihr Geld und Ihre Kostbarkeiten.“

„Können Sie leugnen, daß in derselben Nacht Ihr Kind aus Schloß Ellbach verschwunden war?“

„War mein Kind Ihr Kind?“

„Daß jener Baumann, Ihr Helfershelfer, in jener nämlichen Nacht ein Kind fortbrachte?“

„Konnte es nicht mein Kind sein?“

„Warum hätten Sie Ihr Kind fortbringen lassen?“

„Der Anstand, die Rücksicht gegen meine Mutter —.“

„Die Sie jahrelang vorher nicht beachtet hatten?“

„Man muß einen Anfang machen.“

„Und warum wurde die Unglückliche, die Mutter Ihres Kindes, wahnsinnig?“

„Krankheit! Fügung Gottes!“

„Aber das Kind, das ich in jener Nacht wiederfand, war ein anderes.“

„Einbildung Ihrer aufgeregten Phantasie!“

„Es war größer, stärker.“

„Es war wohl gewachsen.“

„Es hatte andere Züge.“

„Der Schreck kann in einer Nacht graue Haare machen.“

„Ein Kind von drei Wochen!“

„Gott ist allmächtig, Schwägerin.“

„Schwager, Sie sind ein entsetzlicher Bösewicht!“

„Sie hatten schon früher die Gnade, mir das zu sagen. Aber lassen Sie uns ernsthaft sprechen, Schwägerin. Sie machen sich wahrlich zu viele Sorgen ohne Noth. Sie glauben, Sie hätten ein fremdes Kind in Ihrer Familie; gar einen Bankert, gar von einer Scharfrichterstochter. Sie glauben, ich, Ihr Schwager, hätte Ihnen das Kukukskind in Ihr gräfliches Nest gelegt! Was für ein Unglück wäre das alles am Ende? Von wie mancher hohen Familie glaubt Aehnliches die ganze Welt! Denken Sie nur an jenen wunderlichen Gustav von Schweden, der trotz

alledem ein edler Mensch war; oder an Ludwig den Vierzehnten von Frankreich, den die Franzosen ihren großen Ludwig nennen, und der nach einer zweiundzwanzigjährigen totalen Unfruchtbarkeit seiner ehrgeizigen Mutter plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und wie ein stämmiger Bursch, und mit Zähnen, als wenn der arme Kerl schon drei Monate auf seine königliche Geburt hätte warten müssen, zur Welt kam. Soweit hatte es Ihr Karl in jener Nacht nicht gebracht. —"

Noch einmal hatte der boshafte Spott des Mannes der Gräfin ihre Ruhe wiedergegeben. In dieser hatte sie rasch einen Gedanken gefaßt.

„Wolan, Schwager, Sie haben viel Böses gethan; Sie haben Ihre Ehre als Mensch, Sie haben die Ehre Ihres Standes so oft aus dem Auge gesetzt —"

„Sie machen mir Complimente, Schwägerin."

„Aber Eines hat man stets an Ihnen achten, auf Eines hat man immer bei Ihnen vertrauen können, wenn es auch nur Ihr Eigensinn war. Nie haben Sie Ihr einmal gegebenes adeliges Ehrenwort gebrochen, verletzt."

„Es ist wahr, Schwägerin; ich hatte ja adeliges Blut in mir."

„Nun wol. Sie sagen, daß Sie mein Kind nicht verwechselt haben, nicht haben verwechseln lassen. Ver-

sichern Sie mir das auf Ihr Wort, auf Ihr adeliges Ehrenwort."

Der Hauptmann war plötzlich sehr ernst geworden. Es war, als ob das Berufen auf sein adeliges Ehrenwort auf einmal einen ganz anderen Menschen aus ihm gemacht habe. War noch eine gute, eine edle Saite in ihm anzuklingen? Oder war in der That nur ein Eigensinn da, den er, vielleicht nur aus Hohn gegen sich selbst, schon früh in seinem lasterhaften Leben sich gebildet und stets festgehalten hatte?

Er versank fast eine ganze Minute in tiefes Nachsinnen. Einigemale verschwand unterdeß die Häßlichkeit seines Gesichtes, die Falschheit seiner Augen; es mußten dann bessere Gedanken in ihm aufsteigen, zu Entschlüssen sich festbilden wollen. Die Gräfin wollte zu neuen Hoffnungen aufleben. Aber dann auf einmal traten Tücke und Bosheit mit erneuerter Kraft wieder hervor. Sie siegten.

„Nein, Schwägeriu," sagte er, zwar ohne Spott oder Hohn, aber mit einer desto eisigeren Kälte. „Nein, Schwägerin, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort nicht, niemals."

Er sprach ebenso entschieden als kalt.

Auch das war nichts gewesen. Die unglückliche Mutter bedeckte das schmerzvolle Gesicht mit beiden Händen.

Aber die Mutterliebe ist unerschöpflich. Und un=

erschöpflich ist auch in dem Menschen der Glaube an eine bessere menschliche Natur. Die Gräfin machte noch einen Versuch.

„Schwager,“ sagte sie, „jenes von Ihnen verführte Mädchen soll kein schlechtes Herz gehabt haben.“

„Es ist möglich.“

„Der Himmel kann ihr das Licht der Vernunft zurückgeben.“

„Sie calculiren, Schwägerin?“

„Wenn sie dann die Wahrheit spräche!“

„Sie machen die Rechnung ohne den Wirth.“

„Wenn sie ihr Kind zurückforderte! Die Mutterliebe ist stark.“

„Das sehe ich!“ lachte der Hauptmann in seinem frechsten Hohn. „Aber nicht so stark, schöne Schwägerin, um aus einem reichen und vornehmen Grafensohne einen zum Betteln verdammten Bankert zu machen.“

„Auch das kann die wahre, unverdorbene, gottesfürchtige Mutterliebe.“

„Fahren Sie fort, fromme Schwägerin.“

„Sie sehen, wenn Karl Ihr Sohn ist, so ist seine jetzige Lage keineswegs eine gesicherte.“

„Nun?“

„Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Ah, Teufel, Schwägerin, sagte ich nicht gleich im Anfange unserer Unterredung, daß Sie mir Vorschläge machen würden? Sie hatten angenommen, ich

hätte Sie Ihnen zu machen. Sie ersehen daran wieder, wie sehr der Mensch sich irren kann."

Die Gräfin nahm auch diesen Hohn hin.

„Fordern Sie," fuhr sie fort, „für die Rückgabe meines Kindes einen Preis."

„Bin ich ein Jude?" sagte der Hauptmann; aber durch seinen Spott leuchtete ein eigenthümliches, angelegentliches Lauern seiner grauen Augen hervor.

„Fordern Sie, Schwager," sprach dringender die Gräfin.

„Was sollte ich fordern?"

„Fordern Sie Ellbach."

„Für wen? Ich bin in sechs Tagen ein todter Mensch."

„Für Ihren Sohn."

„Für meinen Sohn?"

„Für ihn."

„Aber, wenn, wie Sie annehmen, Karl mein Sohn ist, so hat er ja schon Ellbach, und noch fünfzigmal mehr."

„Fordern Sie mehr."

„In der That?"

„Fordern Sie."

„Wolan, schöne Schwägerin, so will jetzt ich Ihnen einen Vorschlag machen. Aber nur um Ihretwillen. Sie sollen sehen, daß ich auch ein gutes Herz haben kann."

„Sprechen Sie.“

„Wie alt ist Ihre Tochter Therese jetzt?“

„Was wollen Sie damit?“

„Darf ich um eine Antwort bitten?“

„Sie wissen es; sie wird zwanzig Jahre alt.“

„Ah, und noch nicht vermält?“

„Sie würden es wissen.“

„Auch noch nicht verlobt?“

„Nein.“

„Und doch gewiß schön und liebenswürdig, wie ihre Mutter!“

„Schwager, was wollen Sie?“

„Was ich will? Errathen Sie es noch nicht? Ich will doppelt mit Ihnen verschwägert werden, schöne Thresette. Mein Sohn heiratet Ihre Tochter —“

„Mein Kind!“

„Kind für Kind, Schwägerin!“

Die Frau sprang auf, wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will.

„Nein, nein!“ rief sie.

Der Hauptmann blieb völlig ruhig.

„Aber liebe Schwägerin, bleiben Sie sitzen. Lassen Sie uns die Sache vernünftig überlegen. Mein Sohn wäre allerdings der Enkel eines Scharfrichters, gar Wasenmeisters. Aber er ist doch auch mein Sohn, und Sie wissen, der Vater adelt. Und sodann, Schwägerin, wenn ich Ihnen nun Ihren rechten Sohn wie-

der verschafft hätte, Ihren echten, wahren, von Ihnen selbst unzweifelhaft geborenen Sohn, wer bürgt Ihnen dafür, daß Sie dann nicht wünschen werden, der Enkel des Schinders möge Ihr Sohn sein?"

Die Gräfin mußte von neuem aufspringen, mit Schauder, mit Entsetzen.

„Mensch! Elender!" rief sie. „Was haben Sie aus meinem armen Kinde gemacht? Ging dahin, ging so weit Ihre unmenschliche Rache?"

„Aber wohin denn, theure Schwägerin?"

„Sie haben es verdorben, vernichtet!" —

„Schwägerin, setzen Sie sich nieder, und lassen Sie auch Ihre Phantasie sich setzen. Verfolgen wir mit Ruhe meinen Vorschlag."

„Nie, nie!"

„Aber Sie kennen ja meinen Sohn nicht."

„Karl —"

„Es kann auch ein anderer sein."

„Gleichviel —"

„Ah, es ist also doch nur der Sohn der Scharfrichterstochter! Meine fromme Schwägerin so aristokratisch! Ich bedaure, Schwägerin, aber ein Opfer muß sein. Nicht blos für Sie, nicht blos für Comteß Therese, die, wie ich gehört habe, eine gute Portion dieses westfälischen Adelsdünkels abbekommen haben soll; auch für meineen rlauchten Herrn Bruder, dem schon ich, mit meinem „preußischen Officiersadel", ein ver=

wandtschaftlicher Dorn im Auge bin. Sie sehen, ich bin aufrichtig. — Nun, Schwägerin, Ihre Erklärung?"

„O, großer, großer Gott," jammerte die Mutter.

„Nun, Schwägerin?"

„Mein armes Kind soll Ihren Sohn heiraten?"

„Kind für Kind!"

„Mein Mann! —"

„Er thut, was Sie wollen."

„Schwager!"

„Schwägerin?"

„Ich weise Ihren Vorschlag nicht ganz zurück."

„Ah!"

„Aber ich muß ihn überlegen."

„Billig."

„Mit meinem Manne."

„Er hat keine andere Stimme, als die Ihrige."

„Und mit Therese."

„Sie ist Ihre Tochter."

„Sie versprechen, mir mein Kind zurückzugeben?"

„Wenn Ihre Tochter meinen Sohn heiratet; sobald der Ehecontract unverbrüchlich abgeschlossen und von allen Theilen unterschrieben und besiegelt ist."

„Und Sie werden mir untrügliche Beweise verschaffen, daß es wirklich mein Sohn ist, den Sie mir wiedergeben?"

„Die untrüglichsten."

„Sie werden sie durch Ihr Ehrenwort bekräftigen?"

„Ja. Darauf werde ich Ihnen mein adeliges Ehrenwort geben. Aber eine Bedingung, Schwägerin."

„Sie haben eine Bedingung?"

„Sie wissen, am dreißigsten dieses Monats muß ich sterben."

„Glauben Sie in der That daran?"

„Heute haben wir den fünfundzwanzigsten. Meine beiden letzten Tage möchte ich ohne alle Unruhe verleben. Am achtundzwanzigsten muß unser Contract abgeschlossen sein. Am neunundzwanzigsten bin ich nicht mehr daran gebunden. Haben Sie verstanden?"

„Ich habe gehört, Schwager."

„So wären wir einstweilen mit einander fertig. Leben Sie wohl, schöne Schwägerin. Befehlen Sie Ihren kleinen Vicomte? Johann!" rief der Hauptmann zum Pavillon hinaus.

Johann erschien an der Thür.

„Johann, bitte den Herrn Vicomte hieher, und dann führe mich zum Nachen."

Johann holte den Vicomte.

Der Vicomte führte die Gräfin, Johann den alten Hauptmann.

„Gräfin, Sie sterben, nehmen Sie mein Flacon," sagte der Vicomte.

„Johann," fragte der Hauptmann," hattest Du mir meinen Schoppen zurechtgestellt?"

„Kind für Kind!" seufzte die Gräfin.

Fünftes Kapitel.

Drei Mütter.

Das einsame Haus des Wasenmeisters Baumann im Ardey lag ungefähr vierzig Schritte von der durch das Gebirge von Hagen nach Unna führenden Chaussée zurück. Man überschritt von dieser auf einer schmalen hölzernen Brücke, ohne Geländer, den Chausséegraben, und gelangte dann in einen nicht viel breiteren Weg, der in gerader Richtung zu dem Hause führte. Rechts vor dem Wege war die Waldung des Ardey, die sich dort bis unmittelbar an den Chausséegraben erstreckte. Links befand sich ein zum Hause gehöriger und bis zu dessen Seite reichender Gemüsegarten. Der Weg hatte zu beiden Seiten einen Holzzaun. Der Garten war auch nach den anderen Seiten mit einem Zaun umgeben; nur am Hause war er offen.

Hinter dem Hause war ein geräumiger offener Ra=

senplatz, der sich bis an die dort etwa auf fünfzig Schritte zurücktretende Waldung erstreckte. Auf demselben standen mehrere hohe Eichen. Der Platz war wahrscheinlich früher gleichfalls Waldung gewesen; jene Eichen hatte man stehen lassen.

Gegen sieben Uhr Abends am fünfundzwanzigsten Juni waren in dem Garten vor dem Hause des Wasenmeisters zwei Frauen beschäftigt, aus Kohl- und Rübenbeeten das Unkraut zu jäten. Am Tage war es ihnen wol zu heiß zu dieser Arbeit gewesen; die Sonne hatte fortwährend ohne allen Schatten auf dem Garten gestanden. Jetzt war sie hinter die hohen Eichen des nahen Waldes zurückgetreten.

Beide Frauen waren nicht mehr jung. Sie konnten jede fünfundvierzig bis fünfzig Jahre zählen. Die Eine erschien beim ersten Anblick um mehrere Jahre jünger; allein es war eben wol nur der Schein. Sie war kräftiger gebaut, sie hatte sich frischer erhalten; ihre Gesichtszüge waren fester, härter, zeigten freilich auch mehr Ruhe, mehr Kälte, weniger Temperament. Die Andere war feiner, zarter, das Gesicht, ehemals schön gewesen, war kränklich, die Züge waren erschlafft; das Auge hatte einen unruhigen, irren Ausdruck.

Jene erste war die Frau des Wasenmeisters Baumann. Die zweite war seine Schwester, Sophie Baumann, die ehemalige Geliebte des Hauptmanns von Heiding.

Sophie Baumann war mit der ganzen völligen Hingebung eines Irren, der etwas unternommen hat, mit ihrer Arbeit beschäftigt. Es schien für sie nichts Anderes in der Welt zu geben, weder für ihren äußeren Sinn, noch für ihre Gedanken.

Die Frau des Wasenmeisters sah zuweilen mit einiger Erwartung von ihrer Arbeit nach der Hausthür auf.

Die Thür stand offen. Nach einer Weile erschien in ihr, aus dem Hause kommend, ein großer, starker Mann in blauem Kittel, den Hut auf dem Kopfe und einen großen Stock in der Hand. Es war der Wasenmeister Baumann. Er war im Begriff, auszugehen.

Seine Frau sah ihn. Sie erhob sich halb von der Erde und ihrer Arbeit.

„Du willst gehen, Baumann?"

Sie that die Frage etwas schüchtern.

„Ja!"

Der Mann antwortete kurz, grob.

Die Frau schwankte bei dem Tone, ob sie ganz aufstehen solle.

Sie stand völlig auf und ging zu ihm.

„Was willst Du?" fragte er mit seiner barschen Stimme.

„Baumann, wirst Du wieder die Nacht ausbleiben?"

„Ja.“

„Die Gendarmen sind im Ardey.“

„Was gehen sie mich an?“

„Ein paar kamen heute vorübergeritten. Sie sahen so verdächtig nach dem Hause.“

„Bah, wegen der lächerlichen Geschichte mit der Dirne von der Menagerie!“

„Nenne sie nicht lächerlich. In dem Wirthshause an dem Westhofener Kreuzwege sagten sie, daß der Landrath die Sache dem Gerichte angezeigt habe.“

„Der junge Graf ist in der Sache. Dem wird kein Gericht etwas thun. Und darum auch mir nicht.“

„Sage das nicht so gewiß. Die geringen Leute müssen nur zu oft für das büßen, was die vornehmen gesündigt haben.“

Die kalte, nicht sehr gefühlvolle Frau schien wenigstens nicht ohne Verstand und Erfahrung zu sein.

Der Wasenmeister lachte unbekümmert.

„Wenn man mir etwas anhaben wollte, so hätten die Gendarmen, anstatt mit den verdächtigen Gesichtern vorbeizureiten, nur in das Haus kommen dürfen.“

„Baumann, ich fürchte auch noch etwas Anderes.“

„Was wäre es?“ fragte der Mann, ein wenig aufmerksamer.

„Die Franzosen —“

Er erblaßte. Der rohe Mensch, der seit seiner frühen Jugend ausgelernte, an kalte Verstellung wie

an rücksichtslose Gewalt gewöhnte, verstockte Verbrecher war wol seiner Frau und ihrem verschlossenen Wesen gegenüber nicht immer auf seiner Hut. Er erblaßte nur eine halbe Secunde, dann lachte er wieder.

„Aengstigen Dich auch d i e Narren?"

„Was hast Du mit ihnen vor? Sie kommen fast jede Nacht; selbst bei Tage schleichen sie da hinten im Walde herum. Du gehst mit ihnen aus. Das alles ist so geheimnißvoll. Sie können nichts Gutes vorhaben."

„Und was sollten sie Schlechtes vorhaben?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe mir schon den Kopf darüber zerbrochen."

„Es wird nicht viel gewesen sein. Zerbrich ihn Dir weiter gar nicht mehr darüber."

„Was hast Du denn mit ihnen?"

„Weiber dürfen nicht Alles wissen."

„Ich fürchte, ich weiß schon mehr, als ich wissen sollte."

„Und was weißt Du?" fuhr der Wasenmeister auf.

„Die Sophie hat geplaudert."

„Sie ist eine Verrückte. Aber was hat sie gesagt?"

„Neulich in der Nacht, als das schwere Gewitter war, und die beiden fremden Damen hier waren — Du sagtest nachher, es sei die Gräfin Lenhausen mit ihrer Tochter gewesen —"

„Du hattest Dich von ihnen beschwatzen lassen, sie

zu der Verrückten zu führen. Es war ein Glück, daß ich früh genug dazu kam und die Geschichte verhinderte. Aber erzähle weiter."

„Du rissest die Sophie gewaltsam in den Wald —"

„Sie hatte einen ihrer Anfälle. Sie hätte Sachen ausschreien können, die für das Ohr jener Frauen nicht taugten. Die Franzosen verstanden sie nicht."

„Du hattest sie bei den Franzosen allein im Walde gelassen, während Du zum Hause zurückgingst, um nach der Gräfin zu sehen."

„Um sie zum Teufel zu jagen. Wenn der alte Hauptmann erführe, daß sie hier gewesen sind, es wäre vorbei mit mir. Und kommen sie noch einmal, es würde Dir schlecht gehen. Aber erzähle endlich."

„Bei den Franzosen hat sie nun Hacken und Spaten gesehen, und daß die Menschen immer auf den Boden geblickt und dann die Bäume betrachteten und dann wieder gemessen haben, wie weit die Bäume auseinanderständen. Sie meinte, sie müßten etwas in der Erde gesucht haben. Und wenn ich nun bedenke —"

„Nun, was bedenkst Du?"

„Daß die Leute in der Gegend schon immer davon sprechen, hier in der Nähe ist aus der Franzosenzeit her viel Geld vergraben —"

Der Wasenmeister unterbrach die Frau rasch, drohend.

„Höre, Frau, wenn Du Dich unterständest, von

dem Allen ein Wort an irgend einen Menschen in der Welt zu sagen, ich drehete Dir den Hals um."

„Du weißt, daß ich schweigen kann. Wie viel habe ich mein Lebenlang verschweigen müssen!"

„Ich wollte Dich nur warnen. Weißt Du noch mehr?"

„Nur noch Eins wollte ich Dir sagen. Nimm Dich vor dem vornehmen Franzosen in Acht, der bei ihnen ist."

„Was weißt Du von ihm?"

„Ich besah ihn mir in jener Gewitternacht genau, als er wieder in seinen Wagen stieg, der dort an der Chaussée hielt. Die Anderen sehen wie ordentliche Leute, wie alte ehrliche Soldaten aus. Aber er hat ein so falsches Gesicht. Er sah sich nach dem Walde, nach dem Hause und nach Dir so tückisch um, als wenn er hätte sagen wollen: Hast Du uns nur erst geholfen zu finden, was wir suchen, Du sollst Dein versprochenes Theil bekommen. Der Mensch sah aus, als wenn er schon die Stelle in Deinem Nacken suchte, wo er Dir von hinten eins abgeben könnte."

„Er würde an mir seinen Mann finden," sagte der Wasenmeister.

Aber er war doch nachdenklich geworden.

„Bliebst Du nicht besser hier?" fragte ihn die Frau.

Darüber hatte er indeß wol nicht nachgedacht.

„Ich muß gehen," antwortete er, „und Du brauchst

Dir keine Sorgen zu machen. Nimm nur unterdeß die Sophie in Acht. Seit jener Nacht ist förmlich der Teufel bei ihr los. Ich weiß gar nicht, was sie hat."

„Ich weiß es auch nicht," erwiderte die Frau. „Aber seitdem sie den jungen Menschen in der Kammer gesprochen hatte, war sie nicht mehr die Alte."

„Was konnte er ihr gesagt haben?"

„Es ist kein Wort von ihr herauszubekommen."

„Der Mensch war fremd. Er kam weit her. Ich konnte mich nicht besinnen, ihn jemals gesehen zu haben."

„Auch ich nicht."

„Er war auch zufällig hergekommen?"

„Völlig zufällig."

„Pah, in der großen Hitze wird es mit allen Wahnsinnigen schlimmer."

„Curios ist es doch," sagte die Frau. „Zu derselben Zeit, da auch die Gräfin angekommen ist."

„Der alte Hauptmann hat sie herbeschieden."

„Ist es denn gewiß," fragte die Frau, „daß der Alte sterben muß?"

„Sie geben ihm keine acht Tage mehr. Er sieht auch danach aus. Und er selbst fühlt es."

Die Frau hatte noch mehr auf dem Herzen gehabt, als sie bis jetzt warnend gegen den Mann ausgesprochen hatte. Oder hätte erst der letztere Theil des Gesprächs es ihr gebracht?

„Was wird dann aus uns werden, Gottfried?“ fragte sie auf einmal den Mann.

Auch diese Frage schien ihn nicht viel zu bekümmern.

„Ich denke, wir werden bleiben, was wir sind.“

„Aber unser Kind?“

„Der Reinhold? Der Alte ist verdammt schweigsam in der letzten Zeit. Es ist kein Wort von ihm herauszubekommen.“

„Du warst gestern Abend bei ihm. Er hatte Dich eilig rufen lassen.“

„Er wollte auch gestern mit keinem Worte verrathen, was er vorhabe.“

„Was wollte er denn von Dir?“

Der Mann antwortete leiser, offenbar damit seine in der Nähe arbeitende Schwester, ungeachtet ihres Wahnsinns, nichts hören solle. Der ganze folgende Theil des Gesprächs wurde leiser geführt.

„Ich solle,“ sagte Gottfried Baumann, „die Sophie unter genaue Obacht nehmen, daß sie um Alles in der Welt nicht entkommen könne.“

„Warum mag er gerade jetzt die Angst haben?“

„Ich begreife es nicht. Ich solle mich auch bereit halten, jeden Augenblick mit ihr nach Schloß Ellbach kommen zu können. Auch das begreife ich nicht.“

„Wollte er sonst nichts?“

„Er fragte blos noch, ob die Sophie jetzt ihre ruhige oder unruhige Zeit habe.“

Die Frau sann nach.

„Etwas vor hat er. Es ist natürlich; so nahe vor seinem Tode, den er sieht. Aber was mag es sein? Was gerade mit der Sophie?"

„Ich kann es auch nicht ersinnen."

„Wenn er nur kein Unglück anstiftet! Er ist ein schlechter Mensch, und es liegt mir manchmal schwer auf dem Herzen."

„Was könnte er anstiften?" warf der Wasenmeister leicht hin.

„Hast Du gar nichts davon gehört, daß er nach dem Jungen geschrieben hat?"

„Nach welchem Jungen?"

„Nun, Du weißt, nach ihrem Kinde."

„Dem Joseph Wernher?"

„Nun ja."

„Ich habe nichts davon gehört."

„Hat er in der letzten Zeit von ihm gesprochen?"

„Ich sage Dir, er ist seit einiger Zeit so verschlossen, als wenn er schon im Grabe läge. Auch der Johann sagt nichts. Ob der Schurke nichts weiß, oder nichts wissen will!"

„Das ist verdächtig."

„Wie meinst Du das?"

„Wenn er nun den Jungen kommen ließe und ihn der Sophie vorstellte?"

„Sie ist ja verrückt!"

„Wie oft werden Verrückte wieder vernünftig! Wenn sie dann sähe, daß es nicht ihr Kind ist?“

„Nach so langer Zeit?!“

„Daß es unser Kind ist?“

„Aber Frau, ich bitte Dich; es sind weit über zwanzig Jahre, daß sie nicht ihr und nicht unser Kind gesehen hat. Wie wird sie da sagen können, es sei dieses oder jenes?“

„Sie ist die Mutter, Gottfried. Wir hätten dann nichts, gar nichts. Ich hätte dann rein umsonst alle die Jahre lang mein Kind nicht gesehen.“

„Du ängstigst Dich um nichts. Ich sage Dir, es ist unmöglich.“

„Du bist überhaupt in der Sache zu leichtsinnig gewesen. Wenn er nun gar nichts thäte?“

„Für sein eigenes Kind?“

Der Wasenmeister lachte höhnisch bei seiner Frage.

„Wenn er nichts thun könnte?“ fuhr die Frau fort.

„Sorge auch darum nicht. Er kennt seine Leute und er hat sie in seiner Gewalt. Darum hat er die Gräfin mit der ganzen Familie herkommen lassen. Sie meinen noch immer, er habe ihnen ihr Kind gestohlen. Sie halten ihn für schlechter, als er ist. Das sollten sie. Er wollte nur sein Recht und seine Rache haben. So wäre es, sagte er, auch gerade bei den alten Deutschen gewesen, den hohen Vorfahren seines hochgräflichen Herrn Bruders.“

„Es war im Grunde einfältig von ihm," unterbrach sich Gottfried Baumann. „Hätte ich in jener Nacht in die Wiege des kleinen Gräfleins ein anderes Kind, das Kind der Sophie legen müssen, so wäre beiden Kindern geholfen gewesen, unserem und dem der Sophie. Der Joseph der Sophie wäre Graf Lenhausen geworden und unseren Reinhold hätte ich gegen den kleinen Grafen vertauscht. Ich hätte dann auch den Knaben der armen Sophie nicht zu vertauschen brauchen. Wer weiß, wo der Bursch jetzt in der Welt herumläuft. Aber so ging es nicht anders."

„Ich mußte also," fuhr er fort, „das Gräflein in seiner Wiege lassen; ich mußte es nur umkleiden; ich zerrte es ein wenig, zupfte es an der Nase und dergleichen. Alles, damit die Mutter, die doch schon in Angst war, meinen sollte, ihr Kind sei wirklich verwechselt. Das meint sie nun noch. Sie will ihr Kind von ihm zurückhaben. Sie wird es ihm theuer genug abkaufen müssen."

„Freilich," unterbrach der Wasenmeister sich noch einmal, und zwar indem er wieder lachte; „wenn er wüßte, daß ich nachher wieder sein Kind mit unserem verwechselte, daß ich unter dem Namen Joseph Wernher unseren Reinhold da hinten nach seinem Preußenland brachte und seinen Joseph unter dem Namen Reinhold zu dem Pfarrer in Werdohl gab, und daß der Junge später von da in die Welt gelaufen und spurlos ver-

schwunden ist — er würde sie doch wohlfeilen Kaufes davonkommen lassen. Aber wer weiß auch? Er ist ein harter Kopf, und seine Verwandten haßt er nun einmal auf den Tod."

„Und darum," fuhr er fort, „wird Ellbach unserem Kinde gewiß sein, das hat er immer gesagt. In vierzehn Tagen können wir mit ihm darauf wohnen."

„Wir?" sagte die Frau. „Auch das macht mir manchmal Sorgen."

„Hält er ihn nicht für sein Kind?"

„Das wol."

„Ist er nicht unser Kind?"

„Wenn er es aber nicht glauben will? Wenn er lieber der Sohn des Hauptmanns und der Sophie bleiben will?"

„Ich kann es ihm beweisen. Seine und des Andern Taufzeugnisse liegen noch wohlverwahrt bei mir. Deine Schwester, die die Verwechslung kennt, lebt noch."

„Wenn er dennoch nichts von uns wissen will? Du kannst mit den Zeugnissen nicht vor die Welt treten."

„Dann würde ich damit vor die Welt treten."

„Gegen unser eigenes Kind?"

„Warum verleugnet er seine Eltern?"

„Aber, Gottfried — ich weiß nicht, es liegt mir heute so schwer auf dem Herzen —"

„Das sehe ich, ich habe Dich seit vielen Jahren so nicht gesehen.“

„Aber wenn nun noch vorher die ganze Sache verrathen würde?“

„Welche Sache?“

„Daß der Joseph Wernher unser Reinhold ist?“

„Nur Deine Schwester weiß darum, und sie ist so verschwiegen wie Du.“

„Die Sophie selbst! Ich sagte es schon vorhin; wenn sie nun erklärte, das sei ihr Kind nicht?“

„Unsinn.“

„Aber wenn die Gräfin erführe, daß ihr Kind gar nicht verwechselt ist?“

„Wer sollte es ihr sagen?“

„Es lebt noch Einer!“

„Pah, der sitzt sicher, für sein Leben lang.“

„Gerade weil er für sein ganzes Leben sitzen muß!“

„Er wird sich hüten; ich brächte ihn unter das Henkerbeil.“

„Er Dich mit!“

„Noch ist kein Scharfrichter hingerichtet. —“

So sprachen die beiden Ehegatten ruhig, klar, friedlich über alte Verbrechen und neue verbrecherische Pläne, in einer Weise, als wenn sie in der heiligsten Familienliebe die lautersten Familienangelegenheiten besprächen. Die Frau war wol etwas besorgt; aber bei ihrem

ruhigen, phlegmatischen Temperamente hatte ihre Besorgniß keine tiefe Wurzel.

Eine Minute nachher war Alles anders.

„Adieu, Frau," sagte der Wasenmeister.

„Du willst wirklich gehen, Baumann?"

„Ich muß."

„Kannst Du gar nicht anders?"

„Ich habe versprochen."

„Gehst Du in keine Gefahr?"

„Ich kenne keine Gefahr."

„Nimm Dich dennoch in Acht. Adieu, Baumann."

Er wollte um die Ecke des Hauses nach dem Walde zugehen.

In demselben Augenblicke kam um die nämliche Ecke des Hauses, vom Walde her, eine zerlumpte Gestalt, ein alter, dürrer Mensch mit erdfahlem Zuchthausgesichte und verschleierten Zuchthausaugen.

Wäre die einsame Waldrose aus dem Chausséehause zugegen gewesen, sie würde auf der Stelle den unheimlichen Menschen wieder erkannt haben, dem sie gestern für vier Groschen Schnaps verkauft hatte.

„Guten Tag, Baumann," sagte der Mensch mit heiserer Stimme.

Der riesige Wasenmeister fuhr entsetzt drei Schritte zurück. Er schien ein Gespenst zu sehen. Ein lauter Ausruf erstarb auf seiner Zunge.

Der Mensch sah ihn ruhig lauernd an.

„Du kennst mich doch noch, Gottfried Baumann?“

„Bastian Köhler?“ fragte der Wasenmeister, als wenn er ungewiß sei.

„Verstelle Dich nur nicht. Du kennst mich schon.“

„Aber wo kommst Du her, Mensch?“

„Aus dem Zuchthause. Wo anders her?“

„Haben sie Dich entlassen?“

„Ich habe mich selbst ranzionirt. Aber davon ein andermal. Ich habe erst heute erfahren, daß Du hier wohnst.“

„Der Teufel hat es Dir verrathen!“ brummte, freilich leise genug, um von dem Menschen nicht gehört zu werden, der Wasenmeister zwischen den Lippen.

„Ich höre auch, daß es Dir gut geht.“

„Man lebt ja.“

„Haus und Hof hier gehören Dir.“

„So halb und halb.“

„Wie viel Geld hast Du im Hause?“

„Sehr wenig, fast nichts.“

„Das thut mir leid; ich hätte sonst mit Dir getheilt.“

„Was heißt das?“

„Jetzt muß ich Alles haben, was Du hast.“

Der Wasenmeister hatte sich vollständig wieder gefaßt. Er richtete seine ganze riesige Gestalt auf. Er nahm eine finstere, drohende Miene an; er hob, wie

instinctmäßig, seinen kräftigen Arm mit dem Knotenstock empor.

„Du wirst,“ sagte er kurz und strenge, „einen Zehrpfennig von mir erhalten, um über die Grenze zu kommen. Und dann wirst Du Dich sogleich auf den Weg machen.“

Aber der entsprungene Zuchthaussträfling ließ sich nicht imponiren.

„Du wirst mir alles Geld geben, was Du und Deine Weiber im Hause habt, und dann werde ich hier bleiben. Nicht in Deinem Hause, denn hier würdest Du in meinem ersten Schlafe mich todtschlagen. Aber dort im Walde, in Deiner Nähe, so daß Du selber für meine Sicherheit Wache halten mußt, wenn Du nicht willst gehenkt sein.“

Der Mensch sprach mit seiner heiseren Stimme immer ruhig, ohne allen Spott oder Hohn, sehr ernst, und wie mit einer stillen Trauer in seinem Ernst.

Der Wasenmeister schien diesen stillen Ernst zu kennen und zu fürchten. Seine Mienen und seine Stellung verloren das Drohende. Sein tiefer Baß wurde unsicher.

„Was wolltest Du mir anhaben können?“ suchte er sich aufzuraffen.

„Das weißt Du so gut, wie ich. — Beinahe so gut,“ setzte er hinzu, indem er das Wort „beinahe“ betonte.

„Beinahe? Was könnte es sein?“

„Soll ich es Dir sagen?“

Der Wasenmeister war ein tückischer Gesell, der nicht blos offen drohen, der auch hinterlistig überfallen konnte.

„Ich werde es Dir sagen, Du Schurke!“ rief er auf einmal laut und stark, und gleichzeitig führte er mit seinem dicken Knotenstocke nach dem Kopfe des entsprungenen Sträflings einen Hieb, der, wenn er getroffen hätte, den Hirnschädel des Menschen allerdings hätte einschlagen müssen.

Er hatte aber nicht getroffen. Der alte, dürre Mensch war nicht blos lauernd, er war auch behende wie eine Katze. Er sprang auf die Seite; der Hieb fiel in die Luft.

Er blieb auch jetzt ernst und ruhig.

„Probire das nicht noch einmal, Gottfried Baumann. Es könnte Dir schlecht gehen. Ich bin nicht allein.“

Der Wasenmeister sah sich halb mißtrauisch, halb verlegen um.

Der Sträfling pfiff auf einem Finger.

Im Walde, in einer Entfernung von sechzig Schritten, antwortete fast gleichzeitig ein ähnliches Pfeifen.

„Was willst Du von mir, Schurke?“ sagte der Wasenmeister.

„Ich sagte es Dir, Dein Geld. Aber da fällt

mir ein, daß ich jetzt doch noch etwas mehr von Dir möchte."

„Weil Du einen elenden Helfershelfer bei Dir hast? Ich fürchte mich vor einem halben Dutzend solcher Lumpen nicht, wie Du und der."

„Es kann sein, Gottfried Baumann. Aber wie steht es mit den Gerichten?"

„Was sie mir anhaben könnten, können sie auch Dir anhaben. Dir noch mehr als mir. Ich weiß die alte Geschichte, die Du meinst; die mit dem Juden, der vom Viehmarkt kam."

„Und im Walde verschwand," sagte der Sträfling.

„Richtig. Gegen mich kann aber nur etwas bewiesen werden, wenn Du ein vollständiges Geständniß machst. Und davor wirst Du Dich hüten. Du bist ein alter Spitzbube, und kennst die Gesetze so gut wie der Richter. Dein Bekenntniß brächte Dich an den Galgen, aber nur Dich. Ich könnte nur eine Verdachtsstrafe bekommen, eine außerordentliche, wie sie sagen, die nicht einmal lebenswierig sein darf."

„Darin könntest Du Recht haben," erwiderte der Züchtling. „Aber eigentlich meinte ich diese Judengeschichte nicht."

„Und was denn?"

„Erinnerst Du Dich des Einbruchs in dem Schlosse Ellerburg noch? Es muß nicht weit von hier liegen."

„Nun? Was soll die alte vergessene Geschichte?"

„Man könnte sie wieder unvergessen machen. So ganz vergessen ist sie aber auch wol noch nicht. Ich habe mich seit gestern bei den Leuten im Walde ein wenig nach Deinen Verhältnissen erkundigt. Der Hauptmann da unten auf Ellbach hat Dir ja wol Haus und Hof hier gekauft.“

„Nun?“

„Er ist zwar Dein Schwager; aber jenes ist doch für andere Dienste; für die bei dem Einbruche. Die Gräfin sollte glauben, ihr Kind sei ihr verwechselt. Dein alter Hauptmann wollte sie dadurch ärgern, und zugleich zwingen, daß sie ihm etwas von den Gütern abtrete für seinen Sohn, für den Sohn Deiner Schwester. Du weißt, ich überraschte Dich, als Du zum Schein das Kind auskleidetest; und nachher gestandest Du mir Alles ein. Wir waren damals noch Vertraute.“

„Nun, und wozu wolltest Du die Geschichte wieder aufwärmen?“ fragte der Wasenmeister.

„Wozu? Die Gräfin ist wieder auf dem Schlosse, wie mir die Leute sagten, und der alte Hauptmann lebt noch, und hat von den Gütern noch nichts bekommen. Die Sache muß also noch sein, wie sie zu jener Zeit war. Wenn ich nun zu ihr ginge und ihr Alles entdeckte?“

„Was schadete mir das?“

„Und wenn ich dann weiter zu dem alten Haupt-

mann ginge, und ihm sagte, daß Du mir die Geschichte ausgeplaudert hättest?"

„Er würde Dich mit seinen Hunden vom Hofe hetzen lassen, oder noch wahrscheinlicher Dich den Gerichten überliefern."

Aber der Wasenmeister war doch unruhig geworden.

Der Züchtling bemerkte es.

„Es geschähe auch noch mehr," sagte er.

„Und was könnte das sein?"

„Ich sagte Dir vorhin, Du wüßtest beinahe so gut wie ich, was ich Dir anhaben könne."

„Was wüßtest Du sonst noch?"

Der entsprungene Verbrecher warf einen Blick auf die beiden Frauen.

Beide waren in der Nähe.

Die Frau des Wasenmeisters stand fast unmittelbar bei ihnen. Sie war bei dem Anblicke des Entsprungenen erschrocken. Aber nur im ersten Augenblicke. Seitdem stand sie ruhig da, aber auch zugleich mit einer entschlossenen Miene, jeden Augenblick bereit, wenn es nöthig sei, ihrem Manne zu Hilfe zu eilen.

Die Wahnsinnige schien von dem ganzen Auftritte nichts gewahr geworden zu sein. Allerdings war sie nahe genug, um jedes der laut gesprochenen Worte deutlich zu vernehmen. Aber sie jätete so ununterbrochen emsig weiter, als wenn sie keine Sylbe gehört

hätte, und kein einziges Mal hatte man sie von ihrer Arbeit aufblicken sehen.

„Was ich sonst noch wüßte?“ fragte der Entsprungene. „Soll ich es Dir sagen?“

Der Wasenmeister hatte den Blick des Menschen auf die Frauen gesehen. Er war unruhiger geworden. Aber er durfte seine Unruhe nicht zeigen.

„Nun?“ sagte er.

„Warum sollte ich es auch nicht? Deine Frau hier kennt alle Deine Thaten. Sie ist Deine würdige Genossin. Und jene da? Es ist doch Deine Schwester, die Sophie?“

„Sie ist es.“

„Und sie ist ja auch noch wahnsinnig?“

„Ja.“

„Sie versteht also nichts. Es geht sie freilich nahe genug an.“

Der Wasenmeister schien es doch für besser zu halten, durch ein Zeichen seiner Unruhe sich dem Menschen bloßzustellen, als das Gespräch in Gegenwart der Wahnsinnigen fortzusetzen.

„Gehen wir in das Haus,“ sagte er.

„In das Haus? Ich habe Dir ja gesagt, in Dein Haus gehe ich nicht.“

„So komme mit in den Wald.“

„Um noch einen dritten Zeugen zu haben? Gottfried Baumann, je mehr Zeugen Du gegen Dich hast,

desto schlechter steht Deine Sache. Denn sieh, ich habe Dir etwas in das Gedächtniß zurückzurufen, das Dir vielleicht entfallen ist, und das Dich dennoch Alles kosten kann, was Du Dir so mühsam in allen den Jahren erworben hast.“

„So sprich nur leiser.“

Der Entsprungene sprach desto lauter.

„Warum das?“ rief er mit seiner heiseren Stimme. „Die Verrückte versteht es ja doch nicht, wenn ich Dir erzähle, wie Du nachher dennoch ein Kind verwechselt hast, und zwar ihr eigenes, wie Du Deinen Jungen an die Stelle von ihrem und des Hauptmanns Söhnchen legtest, so daß nun der Deinige wie der Edelmannsbankert gehalten ist, und der ihrige Gott weiß wo in der Welt herum betteln oder stehlen muß.“

Die Verrückte hatte es wohl verstanden, was der Mensch sprach, was er in der unzweifelhaften Absicht sprach, damit sie es hören solle, vielleicht aus keinem andern Motive, als dem des Neides, der Mißgunst gegen einen Menschen, der ein größerer Verbrecher war, als er selbst, und der dennoch, während er sein Leben in Zuchthäusern zugebracht hatte, und auch ferner zu einem elenden Leben der Furcht, der Flucht und der Entbehrung verdammt war, ruhig und in Wohlleben immer besseren Tagen entgegengehen sollte.

Der Wasenmeister hatte einen ängstlichen Blick auf seine Schwester geworfen.

Seine besonnenere Frau rief dem Entsprungenen zu:

„Du lügst, elender Gesell, frecher Verleumder!"

Aber es war zu spät. Die Frau des Wasenmeisters hatte vor noch kaum einer Stunde gegen ihren Mann die Befürchtung ausgesprochen, daß ein unbedeutender Zufall der Wahnsinnigen das Licht der Vernunft zurückgeben könne. Mußten die Worte, die diese jetzt gehört hatte, und hatte sie auch nur ein einziges davon verstanden, nicht ihr Inneres bis auf seinen tiefsten Grund erschüttern?

Die Irre sprang auf. Sie sprang auf den entsprungenen Verbrecher zu.

„Mein Kind hat er mir gestohlen? Meinen Joseph? Er? Mein Bruder?"

Ihre Schwägerin wollte sie zurückreißen.

Ihr Bruder hatte seinen vollen brutalen Sinn wieder gewonnen. Er hob die Arme nach der Unglücklichen auf.

Der Entsprungene trat beiden entgegen.

„Ich pfeife, wenn ihr sie mit einem Finger anrührt."

Beide Eheleute standen rathlos. Die Antwort, die vorhin das Pfeifen des Menschen aus dem Walde hervorgerufen, hatte deutlich genug gezeigt, daß er jedenfalls bedenkliche Gesellschaft hinter sich habe.

Der Entsprungene aber fuhr mitleidig zu Sophie Baumann fort:

„Ja, arme Frau, Euer Kind hat er Euch gestohlen und in die Welt gejagt, und sein eigener Sohn hat all das Geld bekommen, das der Hauptmann für sein und Euer Kind bestimmt hatte, und bekommt es noch jetzt, und soll noch mehr bekommen, gar ein Edelmann werden. So hat Euer leiblicher Bruder an seiner armen Schwester und ihrem Kinde gehandelt."

Die Wahnsinnige war bleicher geworden, eben wol nur, weil ihr Blick mit jedem Augenblicke heller, klarer, vernünftiger wurde. Sie war keine Wahnsinnige mehr. Auch daß sie vollkommen ruhig blieb, zeigte dies; sie schrie nicht, sie lärmte nicht, sie weinte nicht einmal. Sie sah die drei Menschen, die um sie standen, einem nach dem andern an, langsam, mit fragenden, sich mehr und mehr besinnenden Blicken.

„Er lügt," wiederholte die Frau des Wasenmeisters. „Wie sollten wir Dein Kind vertauscht haben? Und wenn es geschehen wäre, würden wir es nicht bei uns behalten haben?"

„Damit Eure Schwägerin," erwiderte statt dieser der Entsprungene, „es in jener Stunde als ihr eigenes Kind erkennen könne? Aus demselben Grunde mußte ja das Kind der Sophie fort, damit die Gräfin über ihr Kind nicht ins Klare kommen könne."

In das Gedächtniß der Irren schienen immer mehr bestimmte und klare Erinnerungen zurückzukehren.

„Wurde mir nicht schon auf Schloß Ellbach mein Kind genommen?“ fragte sie.

„Das Verwechseln geschah später,“ antwortete der Entsprungene.

„Und nachher war ich bei Dir, Bruder, in der Heimat.“

„Und dort geschah es,“ versicherte der Entsprungene. Die Angst des Wasenmeisters vermehrte sich.

Man hörte auf der Chaussée das nahende Rollen eines Wagens. Einen Augenblick darauf sah man eine herrschaftliche Equipage näher kommen. Der Wasenmeister erkannte sie; es war eine Equipage von Schloß Ellerburg.

„Mach Deinen Geschichten ein Ende, Köhler,“ sagte er zu dem entsprungenen Verbrecher. „Was willst Du eigentlich von mir? Sei vernünftig und Du wirst mich auch vernünftig finden.“

Auch Bastian Köhler hatte den Wagen gesehen und, wenngleich er ihn nicht kannte, doch eine Ahnung des Richtigen aufgenommen.

„Du willst wirklich vernünftig werden, Gottfried Baumann? Ja, es mag wol die höchste Zeit sein.“

„Laß uns allein mit einander sprechen. Wohin sollen wir gehen?“

„In Dein Haus nicht; auch nicht in den Wald. Aber hinter Deinem Hause ist ein hübscher grüner

Platz, da können wir plaudern, und für einen Nothfall hat da jeder gleich Alles beisammen."

„Frau, geh mit der Sophie in das Haus," befahl der Wasenmeister seiner Frau.

Er selbst begab sich mit dem Entsprungenen hinter das Haus, rathlose Angst in dem verbrecherischen, sonst so frechen und verwegenen Herzen.

Man hatte in dem gräflichen Wagen Damenkleider gesehen. Die Gräfin mußte darin sitzen. Was wollte sie? Wohin wollte sie? Sie war vor wenigen Tagen in der Gewitternacht schon einmal an seinem Hause gewesen; sie hatte seine Schwester sprechen wollen. Kam sie jetzt in derselben Absicht? Gerade jetzt, in dieser Stunde, in welcher die Wahnsinnige die fürchterliche Entdeckung gemacht hatte, in der ihr Wahnsinn plötzlich einem hellen Vernunftstrahle gewichen war? Konnte nicht auf einmall Alles verloren sein, für den Hauptmann wie für ihn? Die Gräfin erfuhr, daß ihr Kind nicht verwechselt war. Sie erfuhr, und durch sie der Hauptmann, daß dagegen des Letzteren Kind allerdings gestohlen, vertauscht, verschwunden war!

Und doch konnte er nichts dagegen machen. Er mußte dem entsprungenen Verbrecher folgen, der noch boshafter und frecher war, als er selbst, der ihn in seiner Gewalt hatte, der gar jeden Augenblick umkehren konnte zu der Gräfin, um selbst ihr mit voller Bos=

heit und Klarheit die Geheimnisse zu entdecken, deren Mittheilung aus dem Munde Sophiens seine Frau vielleicht, hoffentlich noch verhindern konnte.

Auf seine Frau allein, auf ihre außerordentliche Ruhe, auf ihren Verstand mußte er sich verlassen. Seine Hinterlist, seine Tücke, seine Verwegenheit, wie oft sie ihm im Leben geholfen hatten, in diesem Augenblick war er in einer Lage, in der sie ihn völlig im Stiche ließen.

Die Equipage hielt auf der Chaussée, gerade dem Hause gegenüber. Es stiegen drei Personen heraus, die Gräfin Lenhausen, ihre Tochter, Gräfin Therese, und Joseph Wernher.

Der Hauptmann von Heiding hatte der Gräfin Lenhausen den Vorschlag gemacht: Kind für Kind! Die Gräfin hatte den Vorschlag nicht angenommen und nicht ganz zurückgewiesen; sie wollte ihn überlegen.

Sie überlegte ihn nicht gleich mit ihrem Manne; der Hauptmann hatte Recht gehabt: der Wille ihres Mannes war kein anderer, als der ihrige; sie wußte es. Auch nicht gleich mit ihrer Tochter. Die Gräfin Therese hatte einen stolzen, aristokratischen und zugleich einen festen Sinn. Sie hatte aber auch ein gutes Herz und liebte ihre Mutter. Die Mutter konnte die Tochter zu dem verlangten Opfer bereit glauben, zumal — nach jenem Fehltritte, den sie erst am Tage

vorher von ihr erfahren hatte. Wer will es der armen Mutter verdenken, wenn dieser Fehltritt, der nun einmal geschehen war, ihr das Herz erleichterte unter gewiß sehr schweren Seufzern!

Wer will ihr Anderes verdenken?

Sie hatte lange sorgfältig mit sich selbst überlegt, und da waren ihr folgende Gedanken gekommen: Niemand in der Welt konnte für ihre Lage ihr eine Auskunft geben, als die wahnsinnige Sophie Baumann. Schon einmal hatte sie, vor einigen Nächten, den Versuch gemacht, diese zu sprechen; er war damals mißglückt. Sie mußte ihn noch einmal machen. Sie konnte sich von der Unterredung mit der Unglücklichen einen Erfolg versprechen. Glückte es ihr auch nicht, in dem Innern der Irren das Licht heller Gedanken, klarer Erinnerungen anzuzünden, irgend ein plötzlicher Blitzstrahl konnte doch in jenem dunklen, verworrenen Innern zünden, und eine Aeußerung der Wahnsinnigen hervorrufen, die weiteres Licht verbreitete, wenn gleich nur zur Auffindung neuer zu verfolgender Spuren.

Von wesentlichem Einflusse zur Erreichung eines günstigen Erfolges konnte Joseph Wernher sein.

Der junge Mann hatte am Morgen, gleich nachdem der Hauptmann von seiner Unterredung mit der Gräfin zum Schlosse Ellbach zurückgekehrt war, seinen Besuch hier wiederholt. Der Hauptmann hatte ihn nicht angenommen, ihm vielmehr durch einen Bedien=

ten sagen lassen, er sei zu erschöpft, zudem habe der eben anwesende Arzt ihm das Sprechen strenge verboten; er werde ihm nach Schloß Ellerburg hinüber sagen lassen, wann er ihn sprechen könne.

Der Gräfin schien dies allerdings ein Zeichen zu sein, daß der junge Mann nicht der Sohn des Hauptmanns sein könne. Und wer war er dann? Der Hauptmann hatte Joseph Wernher auf denselben Tag herbeschieden, zu dem er auch ihre Rückkehr gefordert hatte. In irgend einer Beziehung mußte der junge fremde Mann zu ihrer Angelegenheit stehen. Ihre Tochter Therese hatte ihr wieder erzählt, was Joseph Wernher ihr im Park von seiner Jugend, seiner unbekannten Herkunft mitgetheilt hatte. Dieses sprach noch mehr für jene Vermuthung. Aber welcher Art war die Beziehung? War Joseph Wernher nicht der Sohn des Hauptmanns, mußte ihr erster Gedanke nicht der sein, daß er der ihrige, daß er ihr geraubtes Kind sei? Sie hatte ihn schon hundertmal seit gestern darauf angesehen. Der Gedanke war ihr nicht unangenehm. Der junge Mann war von sehr vortheilhaftem Aeußeren; er war in hohem Grade gebildet, er zeigte ein edles Herz, sein ernstes, würdiges Wesen konute gar wie die gleichsam idealisirte Natur ihres Gatten erscheinen. Sie strengte sich an, bekannte, verwandte Züge in seinem Gesichte zu entdecken. Aber es gelang ihr nicht. Sodann auch hatte bei dem

ersten Anblicke des jungen Mannes, und bevor sie von seiner Beziehung zu dem Hauptmanne wußte, nicht die leiseste Regung ihres Herzens für ihn gesprochen. Wie ganz anders und auffallend war dies bei dem Kittelmanne Reinhold Stein der Fall gewesen, dessen Charakter dagegen so wenig dem ihrigen, dem ihres Mannes glich!

Die Gedanken der armen Frau hatten sich wol verwirrt, wenn sie über das alles nachsann. Aber Eines hielt sie andererseits fest. Jene Kälte des Hauptmanns konnte trügen; sie hatte nur mehr nach ihrem eigenen Herzen gerechnet; auch hätte in der That das Wiedersehen des Sohnes eine nachtheilige Aufregung für den Kranken herbeiführen können. Joseph Wernher konnte daher immerhin der Sohn des Hauptmanns sein. War er es, so konnte, mußte sein plötzlicher Anblick irgend einen Eindruck auf seine, wenn gleich irrsinnige Mutter hervorbringen.

„Sie kennen Ihre Eltern nicht?“ fragte sie den jungen Mann. „Therese hat mir Ihr Geheimniß anvertraut.“

„Ich kenne sie nicht.“

„Therese hat mich nicht ohne Absicht zur Vertrauten gemacht. Ich kann Ihnen Mittheilungen machen, die ein junges Mädchen zu machen sich scheuen dürfte.“

„Sie wüßten Näheres über mein Schicksal, gnädige Frau?“

„Vielleicht Spuren. Mein Schwager, der Hauptmann von Heiding, hatte außer der Ehe einen Sohn. Er ließ ihn bald nach der Geburt fortbringen. Wohin, weiß ich nicht. Soviel ich weiß, hat er ihn seitdem nicht wieder gesehen. Er muß in Ihrem Alter sein.“

„Und die Mutter des Kindes?“

„Soll ich Sie zu ihr führen?“

„Darf ich darum bitten?“

„Sie ist eine Wahnsinnige. Sie wurde es, als ihr Kind ihr genommen wurde. Ich werde Sie zu ihr führen. Erfahren Sie bei der Gelegenheit Geheimnisse, die unsere Familie betreffen, und die ich Ihnen wenigstens zur Zeit nicht mittheilen kann, ich darf auf Ihre Discretion rechnen.“

„Sie dürfen, gnädige Frau.“

Die Gräfin fuhr mit ihrer Tochter und Joseph Wernher zu dem Hause des Wasenmeisters Baumann. Sie hätte gern auch den mitgenommen, den sie wie ihren Sohn behandeln mußte, und den sie zu allererst für den Sohn der Wahnsinnigen hielt; aber bei seinem rücksichtslosen und rohen Charakter wagte sie es nicht. —

Der Wasenmeister hatte seiner Frau befohlen, seine Schwester in das Haus zu führen.

„Laß uns in das Haus gehen," sagte die Frau in Güte zu ihrer Schwägerin.

Aber Sophie Baumann hatte die Personen gesehen, die aus dem Wagen stiegen. Sie hatte sie aufmerksam betrachtet.

„Das ist die Gräfin Lenhausen!" rief sie überrascht, aber klar, ohne Aufregung.

Die Frau des Wasenmeisters schauderte. Die Wahnsinnige hätte die Gräfin nicht erkannt; oder aber, wenn sie sie erkannt hätte, der Irrsinn hätte die Erkennung in anderer Weise ausgesprochen.. Waren denn wirklich gerade in diesem entsetzlichen Momente der Unglücklichen Vernunft und Bewußtsein zurückgekehrt? Sie mußte es wissen.

„Komm mit!" rief sie befehlend, drohend. Sie ergriff mit ihrem kräftigen Arm den Arm der Schwägerin, sie mit sich fortzuziehen.

Die Irre war ihr bis auf den heutigen Tag stets ohne Weigerung willenlos gefolgt.

„Nicht doch, Schwägerin," sagte Sophie Baumann jetzt ruhig, nachsinnend. „Die Gräfin war in Ellerburg, als mein Kind mir fortkam. Sie muß davon wissen. Ich muß sie fragen."

„Aber Sophie!"

„Thue mir keine Gewalt an, Schwägerin. Jener Mensch sprach von einem scheußlichen Verbrechen, das Dein Mann und gewiß auch Du gegen mein Kind

begangen habt. Die Gräfin wird mir nicht verschweigen, was sie darüber weiß."

Die Frau des Scharfrichters verlor den Kopf nicht. Der Gräfin war der Geisteszustand Sophiens bekannt. Daß diese plötzlich ihre Vernunft, wie die Frau hoffen mochte, nur für einen kurzen Zwischenraum, wieder erlangt habe, wußte Niemand, war daher, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, unwahrscheinlich. Darauf baute die Frau ihren Plan.

Die Gräfin hatte mit ihrer Begleitung die Brücke des Chausséegrabens überschritten; sie nahte sich dem Hause.

Sophie Baumann schien in der That ihre völlige Vernunft zurückerhalten zu haben; vielleicht auch in der That nur für einen kurzen lichten Augenblick. Wie die Worte des entsprungenen Verbrechers, die sie so plötzlich vernommen, einen solchen Eindruck auf sie machen, diese Veränderung ihres gesammten geistigen Zustandes hatten hervorbringen können, das wird dem nicht unwahrscheinlich sein, der es weiß, durch welche, dem Anscheine nach unbedeutende Umstände, manchmal ohne alle scheinbare äußere Veranlassung, der Irre den verlorenen Gebrauch seiner Vernunft wiedererhält. Die Geschichte der Geistesstörungen ist sowol für deren Entstehen als Wiederverschwinden stets eine räthselhafte, geheimnißvolle, dem menschlichen Erkennen unergründliche.

Auch die Ruhe, unter welcher das Licht der Vernunft in ihr Inneres zurückkehrte, und nach und nach zu immer größerer Helle sich herausarbeitete, war eine natürliche, zumal in einer unglücklichen Frau, deren Geist in dem Augenblicke, in welchem er wieder hell sah, ein Verbrechen entdeckte, dessen Spuren in die Vergangenheit und in die Zukunft zu verfolgen das mütterliche Herz sie gebieterisch antrieb.

Sie ging der Gräfin entgegen, langsam, nachsinnend.

Ihre Schwägerin ging neben ihr, aufmerksam, gespannt, auf Alles sich vorbereitend.

Die Gräfin sah Sophie Baumann. Sie hatte die Irre in jener Gewitternacht gesehen. Sie erkannte sie wieder. Aber sie sah keine irren Augen, sie sah kein durch den Wahnsinn entstelltes Gesicht; sie sah ein bleiches Gesicht, voll Schmerz, Augen voll ruhigen Nachdenkens. Sie sah fragend die Frau Baumann an.

Die Frau zuckte traurig und mitleidig die Achseln.

„Ist es heute schlimmer mit ihr?" fragte die Gräfin.

Die Frau bejahte durch ein Nicken mit dem Kopfe.

„Sie scheint indeß ruhig zu sein."

Die Frau wollte antworten.

Sophie Baumann kam ihr zuvor. Sie hatte die Zeichen ihrer Schwägerin gesehen und verstanden. Sie sah sie verächtlich von der Seite an.

„Sie sind die Frau Gräfin Lenhausen?“ sagte sie zu der Gräfin.

„Sie erkennen mich?“ fragte die Gräfin überrascht.

„Ich habe Sie gesehen, als Sie auf Ellerburg waren. Es ist viele Jahre her.“

„Sie spricht durchaus vernünftig!“ wendete sich die Gräfin an die Frau Baumann.

Für die kluge Frau des Scharfrichters war der Moment des offenen Hervortretens gekommen.

„Sie scheint heute vernünftig zu sein. Aber ihre Gedanken sind desto verrückter.“

„Man darf doch mit ihr sprechen?“ fragte die Gräfin.

„Sie redet nur Unsinn.“

Sophie Baumann wurde ein wenig ängstlich. Aber sie hatte den Plan ihrer Schwägerin errathen, und schnell begriffen, daß nur die größte Ruhe und Besonnenheit den Glauben der Gräfin an ihren Irrsinn zerstören könne.

Es fehlte ihr nicht an Verstand, es fehlte ihr selbst nicht an einer gewissen äußeren Bildung. Sie hatte früher in besseren Häusern als Kammerjungfer gedient. Ihr gutes Herz war immer gerühmt worden. Dem Hauptmann war es nur mit Hilfe ihres eigenen Bruders gelungen, sie zu verführen.

„Gnädige Frau Gräfin,“ sagte sie ruhig. „Haben Sie die Güte, mich anzusehen. Sehe ich aus wie eine

Wahnsinnige? Ich war es. Ich war es, bis vor wenigen Augenblicken. Die Gnade Gottes hat mir plötzlich meinen Verstand wiedergegeben."

„Vor wenigen Augenblicken?"

Die Gräfin sah sie mißtrauisch an.

„Die Unglückliche," sagte die Frau des Scharfrichters. „Das ist ihre neue Einbildung, die sie seit gestern hat, sie sei vor wenigen Augenblicken wieder vernünftig geworden."

Die Gräfin sah die Unglückliche mißtrauischer an.

Sophie Baumann rechnete auf die siegende Kraft der Wahrheit. Sie blieb ruhig.

„Gnädige Frau," fuhr sie fort, „ich werde Ihnen gleich sagen, welches schreckliche Wort Veranlassung war, daß ich meinen Verstand zurückerhielt. Wollen Sie so gnädig sein, mir vorher ein paar Fragen zu beantworten?"

„Reden Sie."

„Hören Sie nicht, gnädige Frau Gräfin," fiel dringend die Frau des Wasenmeisters ein. „Sie redet gerade heute, so ruhig sie auch aussieht, das unsinnigste Zeug durcheinander."

Sophie Baumann sah die Frau geradezu verächtlich an.

„Höre, Schwägerin, fällst Du mir noch einmal in die Rede, so rufe ich den Menschen herbei, der mit Deinem Mann hinter dem Hause dort ist. Ich habe

wohl aufgepaßt, und ich weiß, daß er nahe genug ist, um mich hören zu können."

Die Frau Baumann schien wieder ein Schauder zu überlaufen. Sie schwieg.

Sophie Baumann wendete sich an die Gräfin zurück.

„Gnädigste Frau, Sie waren auf Schloß Ellerburg einige Wochen später niedergekommen, als ich!"

Auch die Gräfin schien von einem Schauder ergriffen.

„Ja," konnte sie kaum hervorhauchen.

„Mit einem Sohne."

„Mit einem Knaben."

„Auch mein Kind war ein Knabe."

„Ich weiß es."

„Sie wissen nicht, wo Ihr Kind ist."

„Unglückliche," rief die Gräfin, die nicht mehr an sich halten konnte. „Ich war hieher gekommen, Sie nach meinem Kinde zu fragen."

„Also es ist so!"

„Wissen Sie etwas von ihm?"

„Und ich wollte Sie nach meinem Kinde fragen."

„Ich weiß, man hat es Ihnen genommen, in jener furchtbaren Nacht."

„Von welcher Nacht sprechen Sie, gnädige Gräfin?"

„Sie wissen nichts von ihr?"

„Sie sehen, gnädige Gräfin —" fiel die Frau des Wasenmeisters ein.

„Schweig, Schwägerin.“

Aber die Gräfin war schon irre an der Unglücklichen geworden. Doch fuhr sie fort:

„Sie wissen nichts von jenem Einbruche auf Schloß Ellerburg.“

„Nein.“

„In jener Nacht verlor ich mein Kind, und wurde Ihnen das Ihrige genommen.“

Sophie Baumann hatte von dem Einbruche auf Schloß Ellerburg nie etwas erfahren; in derselben Nacht hatte sie ihren Verstand verloren. Aber der entsprungene Verbrecher hatte vorhin von einem Einbruche gesprochen. Sie sann nach; sie suchte zu combiniren.

„Nein, nein,“ sagte sie in ihrem Nachsinnen, halb für sich, halb zu der Gräfin. „Damals war es noch nicht, sie haben es mir später genommen.“

„Es war in jener Nacht,“ versicherte die Gräfin, „in derselben Nacht, als bei mir gewaltsam eingedrungen wurde.“

„Auch Sie haben damals Ihr Kind nicht verloren,“ versicherte Sophie Baumann.

Die Gräfin wurde mehr und mehr irre an der Vernunft der Vernünftigen.

Die Frau des Wasenmeisters stand dennoch wie in Todesangst. Jedes nächste Wort ihrer Schwägerin konnte, mußte der Gräfin Aufschluß geben, sowol dar=

über, daß sie es mit keiner Irren zu thun habe, als darüber, daß ihr niemals ihr Kind geraubt worden sei. Und wie sollte sie das Wort verhüten? Die geringste Gewalt, unmittelbar oder mittelbar, durch Handlungen oder durch Worte gegen die gewesene Irre verübt, rief jenen gefährlichen entsprungenen Verbrecher herbei. Sie sann darüber nach, eifrig, beinahe leidenschaftlich; je eifriger sie wurde, desto weniger fand sie, was sie suchte.

Aber die Gräfin mußte Licht haben.

„Sie wissen von meinem Kinde?" fragte sie wiederholt.

In diesem Augenblicke hatte Sophie Baumann den jungen Mann angesehen, der seitab hinter der Gräfin stand. Sie stutzte; sie hörte die Frage nicht; wie ihre Augen, so schien ihr ganzes Innere nur Joseph Wernher zu sehen. Sie verfiel in ein tiefes Nachsinnen; sie holte wieder alte Erinnerungen hervor: sie suchte sie wenigstens. Sie suchte mühsam. Es schien ihr nicht zu gelingen. Die Bilder, die sie klar machen, die sie festhalten wollte, schienen sich zu verwischen, ihr wieder zu entschwinden. Sie verwirrte sich.

„Mein Gott!" rief sie. „Wie ist mir denn?"

Sie fuhr langsam, dann schneller mit der Hand über die Augen, über die Stirne.

„Mein Gott!" wiederholte sie, wie in zunehmender Verwirrung.

Sie schien den jungen Mann mit ihren Augen verschlingen zu wollen. Gleich darauf starrte sie wieder zu Boden, wie in dem tiefsten, nachsinnendsten Grübeln.

Plötzlich war ihre besonnene Ruhe dahin.

„Wie heißen Sie?“ fragte sie mit hastiger Stimme den jungen Mann.

„Joseph.“

Joseph Wernher konnte seinen zweiten Namen nicht mehr hinzufügen.

Die Frau stieß einen lauten, heftigen Schrei aus.

Sie war wieder irre geworden. Die dunkeln Nebelbilder, die sie klarer zu gestalten suchte, die immer sich wieder verwischten und verschwanden, die Anstrengung, mit der sie in ihrem Geiste sie zu erhellen und zu halten suchte, hatten das kaum wieder angefachte noch so schwache Licht ihres Geistes schnell wieder verlöscht. In ihrem Gehirn waren alle Gedankenfäden und Gänge wieder zerrissen, durchkreuzt. In ihrem Innern floß Alles wieder unbestimmt, ohne Zusammenhang durcheinander.

Auch ihr Aeußeres zeigte wieder die neu hereingebrochene Nacht des Wahnsinns an. Ihr Auge stierte wirr, ihr Gesicht zuckte entstellt.

Die Frau des Wasenmeisters athmete auf.

Die Gräfin erschrak. Sie hatte immer nur eine Irre vor sich zu sehen geglaubt. Sie fürchtete einen Ausbruch von Raserei.

Und in der That, wenn auch die Unglückliche, bei der der Wahnsinn wieder eingekehrt war, nicht in wirkliche, tobende Raserei verfiel, die innere Angst, die mit dem zurückkehrenden Irrsinn sie ergriffen hatte, mußte in heftiger, leidenschaftlicher Weise sich Luft verschaffen.

„Joseph, mein Kind!“ rief sie, „mein armes, geraubtes Kind! Du warst noch so klein, wie sie Dich von mir rissen, aus meinen Armen, aus diesen Armen. Zu welchen Menschen hatten sie Dich denn hingebracht? Erzähle mir; erzähle mir, was sie Dir gethan haben.“

Sie stürzte auf den jungen Mann zu; sie blickte mit wilder Liebe in seine Augen, sie griff nach seinen Händen.

Die Gräfin Lenhausen glaubte klarer zu sehen. Vorhin hatte sie freilich die Worte der Unglücklichen blos dahin auslegen können, daß nur in der Nacht des Einbruchs ihr Kind ihr nicht geraubt worden sei, und sie hatte daher um so mehr geglaubt, nur Worte des Wahnsinns zu hören. Jetzt erkannte die Irre Joseph Wernher für ihren Sohn.

„Sollte in der That gar keine Verwechslung stattgefunden haben?“ sprach ihr Blick zu ihrer Tochter.

Aber auf einmal blieb die Irre wie gelähmt vor Joseph Wernher stehen; sie starrte ihn wie ein un=

heimliches Gespenst an; ihre Arme sanken schlaff an ihrem Körper herunter.

„Wer ist das?" rief sie entsetzt. „Wer ist der Mensch? Das ist nicht mein Joseph. Den haben sie mir nicht genommen. Das ist ein Fremder. Du bist nicht Joseph, Du bist ein Scheusal."

Auch die Gräfin erstarrte fast. Joseph Wernher war wieder nicht der Sohn der Wahnsinnigen. Karl war also auch nicht ihr Sohn. War Joseph Wernher es? Auf den Namen Joseph war das Kind der Sophie Baumann nach dem Kirchenbuche in Menden getauft. Der Name Wernher war ein fremder. Hatte nur im ersten Augenblicke jener Name die Wahnsinnige irre geleitet? Oder hatte sie bekannte Züge in ihm wiederzufinden geglaubt?

Die Gräfin mußte volles Licht haben.

„Hören Sie mich ruhig an, liebe Frau," sagte sie zu der Irren.

Die Irre wurde in der That ruhiger.

„Frau?" sagte sie nachdenklich. „Ja, ja, Frau. Es ist ja richtig."

Die Gräfin schöpfte Hoffnung aus dieser Ruhe.

„Man hat Ihnen Ihr Kind verwechselt?" fuhr sie fort.

„Ja, gewiß. Erst haben sie mir mein Kind verwechselt, und dann —"

„Und dann?"

„Dann haben sie mich selbst ausgetauscht.“

Die Hoffnung der Gräfin schwand wieder zum großen Theile; nicht ganz.

„Wer waren Sie denn früher?“

„Kann ich das wissen? Sie vertauschten mich ja.“

„Und wer sind Sie jetzt?“

„Ich bin ja vertauscht, sage ich Ihnen.“

Die Gräfin wollte den geringen Rest ihrer Hoffnung noch nicht aufgeben.

„Ehe Sie noch vertauscht wurden, hatte man Ihnen Ihr Kind genommen?“

„Ich denke. Ja, ja, so war es.“

„Gab man Ihnen ein anderes Kind für das Ihrige?“

„Das brachten sie mir nachher.“

„War es lange nachher.“

„Das kann ich nicht mehr sagen.“

„Hatte es Aehnlichkeit mit Ihrem Kinde?“

„Sie sagten, es sei mein Joseph; aber er war es nicht. Wie konnte es auch mein Kind sein?“

„Warum nicht?“

„Sie hatten ja auch mich selbst verwechselt.“

„Sie selbst?“

„Ja, ich war eine vornehme gnädige Dame.“

„Und wie hießen Sie?“

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Wo ist das Kind geblieben, das man Ihnen für das Ihrige gab?“

„Das nahmen sie mir auch bald wieder weg.“

„Warum?“

„Es war ja nicht mein Kind; ich konnte es nicht ausstehen.“

Die Gräfin schauderte bei dem Gedanken, daß **ihr** Kind es gewesen sei, das man der Irren übergeben, und das diese gehaßt habe.

Sie fuhr fort:

„Wann hat man Sie denn vertauscht?“

„Mich?“

„Ja.“

„Das ist schon lange her. Wer kann die Zeit behalten!“

„Und wann verwechselte man Ihr Kind?“

„Das weiß ich auch nicht mehr.“

„Wer verwechselte es?“

„Nun, die Beiden.“

„Welche Beiden?“

„Er und mein Bruder.“

„Welcher Er?“

„Der gnädige Herr. Wer wäre es anders gewesen?“

„Welcher gnädige Herr?“

„Kennen Sie den gnädigen Herrn nicht?“

„Wer hat denn Sie verwechselt?“

„Auch die Beiden.“

„Welche Beiden?"

„Ich habe es Ihnen ja gesagt."

Die Gräfin überzeugte sich, daß jede weitere Frage an die Wahnsinnige so vergeblich sein müsse, wie die bisherigen gewesen waren. Sie nahm Abstand.

Die Frau des Scharfrichters hatte das schon lange vorausgesehen; aber nur halb triumphirend. Der gefährliche entsprungene Verbrecher Bastian Köhler war noch in der Nähe. Er konnte jeden Augenblick zurückkehren, und wenn es ihrem Mann nicht gelungen war, ihn zufriedenzustellen, seinerseits Alles verrathen, verderben, vernichten. Sie warf manchen ängstlichen Blick nach dem grünen Platze hinter dem Hause.

Von einer andern Seite sollte ihr Gefahr drohen.

Die Gräfin, aber nicht Joseph Wernher, hatte auf weitere Ermittelungen verzichtet. Er wendete sich an die Wahnsinnige.

„Sie hielten mich vorhin für Ihren Joseph?" fragte er sie.

„Mein Joseph ist ja verwechselt," antwortete die hartnäckige Irre.

„Darum könnte ich dennoch Ihr Kind sein."

„Sind Sie denn auch verwechselt?"

Darin lag Logik.

Der junge Mann ging um desto angelegentlicher weiter.

„Ich heiße Joseph, Joseph Wernher."

Die Irre sah ihn sehr gleichgiltig an.

Aber auf einmal fuhr die Frau des Wasenmeisters heftig in die Höhe.

„Joseph Wernher!“ rief sie unwillkürlich.

Die Wahnsinnige hatte auf den Ruf nicht geachtet.

Desto mehr waren die Anderen über die plötzliche Unruhe der Frau überrascht.

„Kennen Sie den Namen, Frau?“ fragte Joseph Wernher sie.

Die Frau hatte große Gewalt über sich.

„Meine arme Schwägerin hat ihn einmal ausgesprochen.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Wie konnten Sie denn über den Namen erschrecken?“

„Ich erschrak nicht. Es fiel mir nur auf.“

„Was wissen Sie von der Geschichte Ihrer unglücklichen Schwägerin?“

„Ich habe es ja schon der gnädigen Frau Gräfin gesagt, als sie vor drei Tagen in der Gewitternacht hier war. Die Arme ist wahnsinnig. Sie ist über den Tod ihres Kindes wahnsinnig geworden. Das ist Alles.“

„Und ihr Kind ist ihr nie geraubt worden?“

„Ich habe niemals ein Sterbenswort davon gehört, als nur, was sie in ihrem elenden Zustande spricht.“

„Hat auch Ihr Mann nie darüber gesprochen?"

„Wie kann er? Es ist ja Alles nur Einbildung der armen Verrückten."

„Lassen Sie uns den Rückweg antreten," sagte die Gräfin.

Sie sah ein, daß hier nichts mehr auszurichten war. Sie schied mit ihrer Begleitung.

So trennten die drei Mütter sich, die alle drei ihre Kinder so lange wenigstens vermißt hatten.

Die Eine hatte das ihrige auf einmal wiedergefunden, ohne daß sie es gesucht hatte.

Die Zweite suchte das ihrige schon so lange; sie hatte es immer, und sie fand es nie.

Die Dritte —. Der Armen war der Geist mit ewiger Nacht umhüllt, sie konnte nicht suchen; und was hätte ihr selbst das Finden gefrommt?

Und jene Erste war eine langjährige, hartnäckige Verbrecherin; Die Zweite war stets eine edle, fromme Frau gewesen; der Dritten gereichte nur ein jugendlicher Leichtsinn zur Last!

Aber wir sind noch nicht am Ende unserer Geschichte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Der alte Hauptmann Roman in 3 Bänden

Bd.: 2

Leipzig 1859